

JAHRES- UND TAGUNGSBERICHT DER GÖRRES-GESELLSCHAFT 1971

MIT DEN
IN NÜRNBERG GEHALTENEN
VORTRÄGEN
VON
WOLFGANG BRAUNFELS
HANS MAIER
UND
MARTIN SICHERL

1972

GÖRRES-GESELLSCHAFT
ZUR PFLEGE DER WISSENSCHAFT

Postanschrift: Görres-Gesellschaft, 5 Köln 1, Postfach 100 905
 Postscheckkonto Köln 758 93. — Kreissparkasse Köln 20 501.
 Postscheckkonto Wien (Österreich) 74 736.

INHALTSVERZEICHNIS

Erster Teil	Seite
Wissenschaftliche Beiträge	
Wolfgang Braunfels: „Dürers autobiographisches Werk“	5
Hans Maier: „Kirche und Demokratie“	17
Martin Sicherl: „Nürnberg und der griechische Humanismus in Deutschland“	33
 Zweiter Teil	
Die Generalversammlung in Nürnberg	
Bericht über den Verlauf der Tagung	52
Begrüßungstelegramm an den Hl. Vater	54
Öffentliche Vorträge	55
Sektionsberichte	56
 Dritter Teil	
Jahresbericht, zusammengestellt von Generalsekretär Professor Dr. Johannes Herrmann	
I. Vorstand und Sektionsleiter	71
II. Mitgliederstand	72
III. Beirat	73
IV. Unsere Toten	77
V. Institute und Auslandsbeziehungen	
Institut Rom	78
Institut Madrid	80
Institut Lissabon	82
Institut für die Begegnung von Naturwissenschaft und Theologie	85
VI. Publikationen	86

Wissenschaftliche Beiträge

Wolfgang Braunfels

Dürers autobiographisches Werk¹⁾

In einem Gemälde der Galeria Borghese in Rom hat Caravaggio sich selbst als Narzissus am Brunnen dargestellt (*Abb. 1*). Zu der Mythe von dem Knaben, der sein Antlitz im Spiegel einer Quelle erblickt hat und seither nur mehr sich und sich allein lieben konnte, fand er in den eigenen Daseinserfahrungen Entsprechungen. Dieser verwegene Jüngling und revolutionäre Maler hat sich auch als Bacchus (*Abb. 2*), als Amor, als David mit dem Haupt des Goliath wiedergegeben. In vielen seiner Werke findet man dieses Gesicht, dessen Züge weder von dem geistigen Ringen noch von der Tragik seines wilden Lebens gezeichnet sind. In unsägliche Raufhändel immer wieder, ja selbst in einen Mord verwickelt, war dieser Mensch zuletzt gezwungen, von Rom bis nach Sizilien, ja bis Malta zu fliehen. Das kindhaft versonnene Gesicht gibt sein Geheimnis nicht preis. Für ihn muß es Gegenstand der Selbstbestätigung, ja Mittel des Selbstverständnisses gewesen sein. Sogar in dem Haupt der Medusa wollte er die eigenen Züge sehen. Die Selbstdeutungen sind Zeugnis eines Narzissus, der so unverhüllt in der Geschichte der Malerei sehr selten in Erscheinung getreten ist.

Einen der möglichen Gegenpole zu Caravaggios Selbstbildnissen bildet Rembrandts in über hundertundzehn Darstellungen erhaltene Selbstbiographie, wie Wilhelm Pinder die Folge der Ölbilder, Radierungen und Zeichnungen Rembrandts nach den eigenen Zügen genannt hat. Auch bei Rembrandt finden sich namentlich in den 30er Jahren Bilder, in denen er sich nicht ohne Wohlgefallen an der eigenen Erscheinung als ein schöner, erfolgreicher, vornehmer Mann wiedergegeben hat. Auch Rembrandts Züge tragen viele seiner Helden aus der biblischen Geschichte, allen voran Simson in einer Folge aus seinem Leben, welches er dem eigenen Werben um Saskia unter den Anfeindungen ihrer reichen Familie verglich. Auch er suchte in dem eigenen Antlitz seine Selbstbestätigung, ja vor manchen Bildern gewinnt der Beschauer den Eindruck, als halte, ja klammere er sich an diesen Menschen, den er darstellt, um in der Zwiesprache mit diesen Au-

¹⁾ Dieser Beitrag bildete den Festvortrag zur Eröffnung der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft am 3. Oktober 1971. Er wird hier wörtlich in der Form abgedruckt, in der er gesprochen worden ist. Literaturangaben zur Forschungslage für viele der hier angesprochenen Probleme wären so außerordentlich umfangreich geworden, daß sie den Charakter des Ganzen verändert hätten. Auch sind viele der hier zu zeigenden Werke Dürers so allgemein bekannt, daß wir uns bei den Abbildungen auf eine Auswahl beschränken konnten.

gen seine Ruhe wiederzufinden (*Abb. 3*). Er ist der Arbeiter, der Bettler, der Monarch, der seinen Malstock wie ein Zepter hält und dessen mit dem Spachtel aufgetragene Farbflecken auf seinem Malrock wie Goldschmuck wirken. Das Bildnis der Frick-Gallery in New York ist ein Denkmal der Kraft und der Ruhe. Halb Narr, halb König Lear, so tritt er uns in einer seiner letzten Darstellungen in Köln gegenüber (*Abb. 4*). *Ecce homo* – so hat erneut Wilhelm Pinder Rembrandts großes Anliegen genannt. Es war der Ausgleich zwischen dem inneren Erleben und der äußeren Erscheinung, um den es ihm zuletzt in allen diesen Interpretationen seines Wesens gegangen ist. In jedem Bild wird die Übereinstimmung des Innen mit dem Außen zum Thema.

Ich möchte noch ein drittes Beispiel nennen, bevor ich die Frage nach den Anlässen für Dürers vielfältige Selbstdarstellungen aufwerfe. Es gibt drei Bilder, die früher meist dem Giorgione, heute meist dem jungen Tizian zugeschrieben werden, und von denen einige mit Bernhard Berenson gemeint haben, sie seien von einem besonderen „Meister der Selbstbildnisse“ in Venedig gemalt worden, der dann möglicherweise an der gleichen Pest 1510 gestorben sei, die den jungen Giorgione hingerafft hat. Das Hauptwerk dieser Gruppe von Darstellungen ist der „Bravo“ in Wien – wie man ihn nennt (*Abb. 5*). Ein Dichter, lorbeerbekrönt, wird rückwärts am Kragen von seinem Mörder gepackt, der nach dem Dolch mit der Linken greift. Dieser Dichter blickt den Beschauer an, wie anders nur die Maler vor dem Spiegel sich ansehen. Die Züge sind bewegt von einer Idealität, die dem Wahnsinn nicht fern ist. Ein Gott hat diesen Geist getroffen. Sein inneres Erleben entspricht dem äußeren Geschehen. Dargestellt ist das Bedrohtsein jedes Künstlertums. Auch der frühe Humanismus hat so empfunden. „Con uomini di tanta melancholia si deve avere patiencia“, schrieb der Herzog von Ferrara, ein Gesandter, über Raffael nach Hause, der eine Bilderlieferung verzögert hat. „Mit Menschen von so großer Melancholie muß man Geduld haben.“ Die geistige Benommenheit des Genies wurde Melancholie genannt.

Doch entsprechen Selbstdarstellungen nicht dem Selbstverständnis der großen italienischen und französischen Maler. Man kannte die Gattung, doch hat jeder von ihnen, wenn überhaupt, sich nur ein- oder zweimal dargestellt wie Tintoretto oder Poussin. Mit Menschtum am Beispiel der eigenen Person und Erscheinung haben sich vor allem Deutsche, Niederländer, Skandinavier beschäftigt. Für eine Reihe von Malern des 19. und des 20. Jahrhunderts bilden Folgen von Selbstdarstellungen einen der Hauptbereiche ihrer Kunst. Hans von Marées gehört zu ihnen und Eduard Munch. Munch ist der Angeklagte, der hier neben der Uhr vor seiner Schlafzelle steht und weiß, daß seine Zeit bald abgelaufen ist. Auch Kokoschka und Beckmann suchten das Selbstverständnis in den eigenen Zügen. Corinth hat sich in seinen späteren Jahren an jedem seiner Geburtstage gemalt. Ist es

die Einsamkeit des Künstlers, die bei Munch zum Erlebnis wird, so kennt Corinth auch das Bedrohtsein durch den Tod. Diese Reihe der großen Selbstdarsteller beginnt mit Dürer.

Es ist der erste Maler des Abendlandes, ja soweit wir sehen, der erste in der Geschichte der Menschheit überhaupt, der Selbstbildnisse als autonome Einzelkunstwerke geschaffen hat. Die Beschäftigung mit den eigenen Zügen setzt mit der Zeichnung des Dreizehnjährigen ein. Daß eine neue Kunstgattung für sein Land von einem Kind gefunden wurde, ist im allerhöchsten Maße verwunderlich. Die Folge der autonomen Selbstbildnisse endet schon mit dem berühmten Hauptwerk des Achtundzwanzigjährigen in München. Diese erstaunliche Tatsache haben alle Biographen Dürers hervorgehoben. Man hat sich auch immer wieder gefragt: was ist der Anlaß zu diesen einzigartigen Dokumenten der Daseinsbewältigung gewesen? Was sagen sie über Dürer aus, was über seine Kunst, seine Zeit, seine Stellung in der Gesellschaft der Reichsstadt Nürnberg, was über die Meinung des Künstlers von sich selbst? Er zeigt sich nie im Arbeitsrock, nie vor der Staffelei, jedesmal in seinen drei Hauptwerken als Einundzwanzigjähriger, als Sechszwanzigjähriger wie mit dem Christuskopf, als Achtundzwanzigjähriger in seinem Festgewand, die Hände untätig, ja in Handschuhen, die Augen ruhig blickend, den Hals geöffnet, die Haare gepflegt. Was war der Anlaß?

Man kann diese Frage nur beantworten, wenn man sich bewußt macht, daß ein großer Teil von Dürers Schaffen autobiographischen Charakter besitzt. Das gilt nicht nur für ebenso große Teile seines literarischen Werkes, von dem hier nicht gehandelt werden soll. Die Persönlichkeit des Malers in ihrer seelischen, ihrer geistigen, ihrer ethischen Integrität ist in sehr vielen seiner Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte und Zeichnungen in einer völlig anderen Weise gegenwärtig als bei allen seinen Zeitgenossen, den Grünewald, Cranach, Holbein, Altdorfer, obgleich auch sie jeder ihren völlig unverkennbaren Stil besitzen. Man hat sie nie verwechselt. Dürers Arbeitsethos, sein Denketos, seine freie Natürlichkeit, die Naivität des Genies und der männlich entschlossene Glaube an Kunst als ein Wesentliches sui generis wird in allen seinen Unternehmen zum Erlebnis. Dieses alles wird getragen von einem Fleiß, wie ihn nur ganz Große besitzen, neben ihm nur Grünewald und der Wundermann aller Malerei, Hans Holbein. Ebenso überragend ist Dürers außerordentlicher Einfallsreichtum im Handwerkskönnen. Im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen hat er diese seine Gaben auch für Gelegenheitswerke zur Verfügung gestellt, für Geschenke an Freunde, Hilfe für Kollegen im Handwerk. Er war sich für das Kleinste nicht zu groß: den Buchschmuck für Pirckheimers Bibliothek, die Risse für Glasmaler, Entwürfe für Goldschmiede, Skizzen für Bildhauer. Denn er war ein geselliger Mensch – wie nach ihm erst wieder Goethe –, der einzige unter den großen Malern seiner Zeit, wie er auch der einzige gewesen

ist, der wie Goethe sich bewußt war, daß er die Verantwortung für das Ganze der Nation mitübernommen hatte. Doch fehlen in seinem Charakterbild jeder Hochmut, alles Künstlerpathos, nie das Bewußtsein des eigenen Wertes, immer das Verlangen nach Exklusivität, dem wir bei Raffael in seinen letzten Lebensjahren, bei Michelangelo und Leonardo, dem späteren Tizian begegnen. Wenn Dürer als einer der ersten nicht mehr allein nur Gott, die Heiligen des Himmels, die Gegenwelt des Glaubens zu diesem „lacrimarum valle“ darstellt, vielmehr auch und vor allem die Weltbühne, auf der die Menschen wie in dem großen Welttheater Calderons oder in Hofmannsthals „Jedermann“ ihre Rolle spielen und wieder ablegen, von Fortuna geführt, von der Vergänglichkeit beunruhigt, vom Tode bedroht, so ist er mit seiner ungeheuren Fähigkeit zur Anteilnahme und zur kühlen Beobachtung immer dabei. Er hat die Rolle des Malers auf dieser Bühne übernommen. Er ist nicht nur Zeuge wie auf der „Marter der Zehntausend“ und dem „Allerheiligenbild“. Auf der leeren Erdenbühne steht nur ein Mensch, Dürer allein, und nennt sich allein ALBERTUS DVRER NORICVS. Seine Erlebnisfähigkeit und sein Gestaltungsvermögen beteiligen ihn ebenso wie seine Augenschärfe, der unbestechliche Blick, der eine neue Genauigkeit erzwingt. „Da hab ich gesehen“ – die Rede wiederholt sich in Briefen und Tagebüchern – „ich hab aber all mein Lebtag nichts gesehen, das mein Herz also erfreut hat, als diese Ding.“ Die Freude an der Erde in ihrer Schönheit und dem Menschenwerk belebt seinen Alltag. Ein anderer Lynkeus, sah er sich selbst und die Welt mit Wohlgefallen an:

So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mirs gefallen,
Gefall ich auch mir.

Als er 1521 in Antwerpen von den Malern in ihre Zunftstube zu einem Bankett mit Weib und Magd geladen war, hat man ihn wie einen Fürsten geehrt. Dürer notiert in seinem Tagebuch: „Und do ich zu tisch geführet ward, do stund das volck auf beeden seuten, als führet man einen grosen Herren. Es waren auch unter ihnen gar trefflich personen von namen, die sich all mit tieffen naigen auf das allerdemütigste gegen mich erzeugten.“ Von Kind auf war er sich – auch hier nur Goethe vergleichbar – seiner Sonderstellung bewußt. Doch hat sie ihn mehr verwundert als mit Stolz erfüllt. Wie denn überhaupt die Verwunderung ein Grundzug seiner Lebenshaltung gewesen ist. Er war sich Objekt der Beobachtung und er war Subjekt des Erlebens zugleich, wobei das Strömen der Produktivität, aus der sein Werk erwuchs, in gleicher Weise aus dem eigenen Erleben sich speiste wie aus der Beobachtung der sichtbaren Welt. Er spricht in neuer Weise von seinem Werk: „Daraus wirded der versammlet heimlich Schatz des Herzens offenbar“ und weiter „dann er geußt heraus, was er lang Zeit von außen hin eingesammelt hat...“



Abb. 1 Caravaggio, *Narzissus*, Rom, Galleria Borghese



Abb. 2 Caravaggio, Bacchus, Florenz, Uffizien



Abb. 3 Rembrandt, Selbstbildnis mit der Radiernadel, 1648



Abb. 4 Rembrandt, Selbstbildnis, um 1668, Köln, Wallraf-Richartz-Museum



Abb. 5 *Meister der Selbstbildnisse, Der Bravo, um 1512, Wien, Kunsthistorisches Museum*

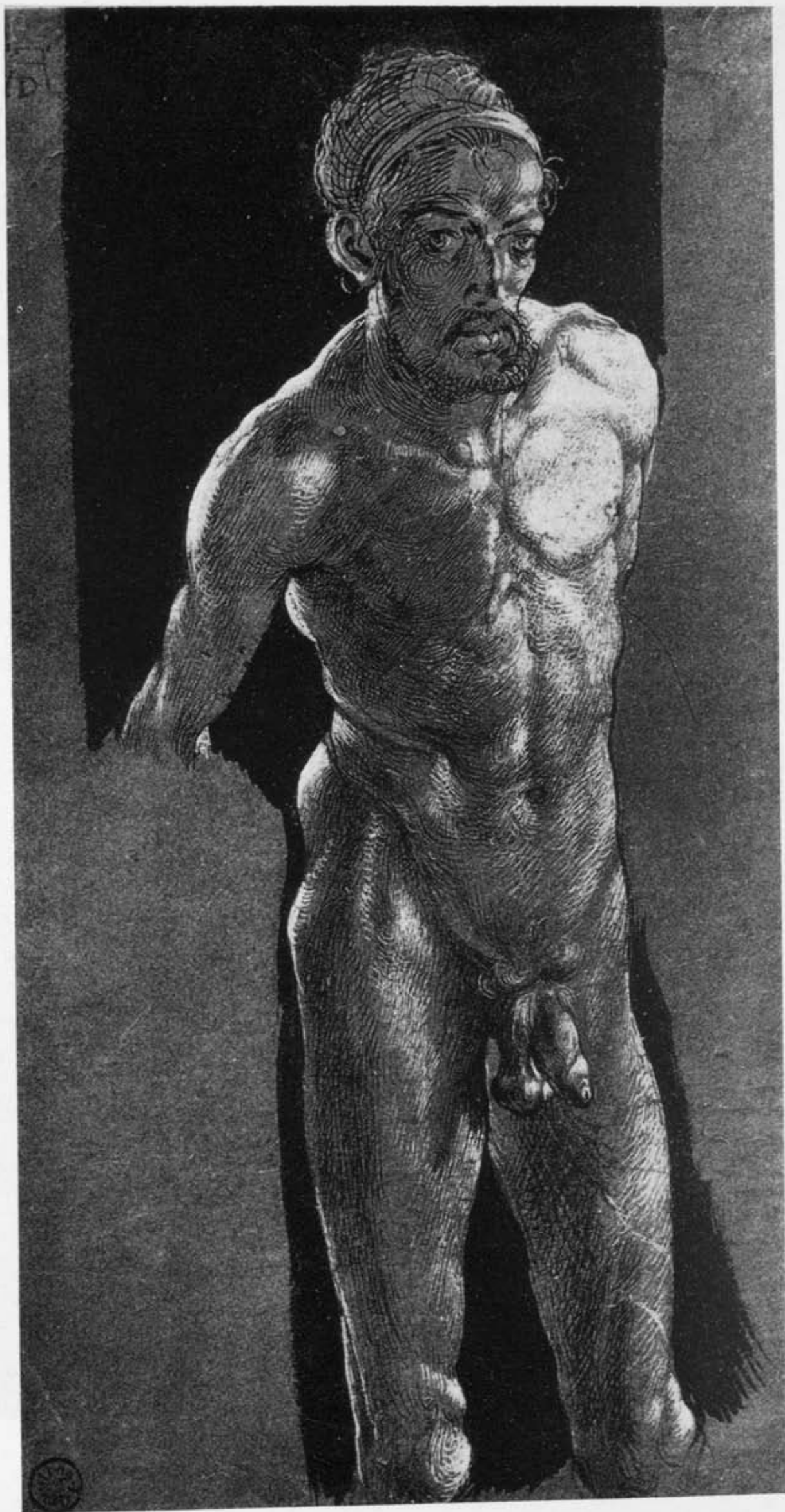


Abb. 6 Dürer, Selbstbildnis, um 1508, Weimar, Schloßmuseum



Abb. 7 Dürer, Selbstbildnis, um 1492, Erlangen, Universitätsbibliothek

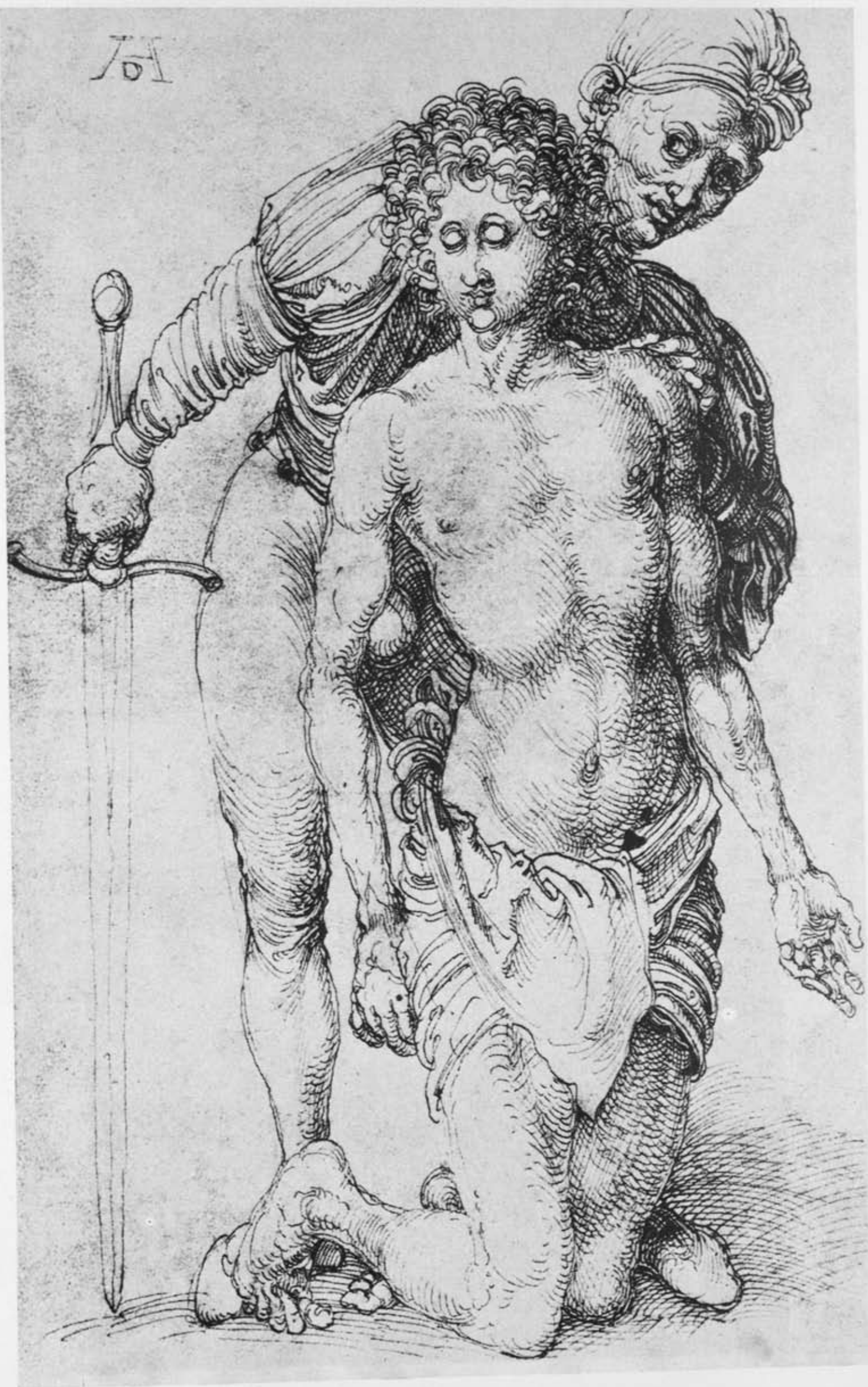


Abb. 8 Dürer, *Der Henker und sein Opfer*, um 1492, London, British Museum

Dürer gibt sich über das Innere in seinem Wesen ebenso genau Auskunft, wie über das Äußere.

Was damit ausgesagt ist, dessen wird man sich erst ganz bewußt, wenn man sich klarmacht, daß wir keinen Künstler bis zum heutigen Tage in seiner äußeren Erscheinung genauer kennen als diesen einen Mann. Wir kennen ihn sogar nackt (*Abb. 6*). Es ist ein etwa Dreißigjähriger, der sich mit solcher Augengewissenhaftigkeit und technischen Virtuosität als ein durchaus unklassischer Akt vor dem Spiegel zeigt. Die Augen, die die Gestalt im Spiegel erfassen, blicken auch uns an, und sie sind ebenso aktiv wie unbestechlich. Neben Dürer selbst kennen wir auch seine Umwelt, nicht nur Nürnberg und seine Landschaft, die Männer aus seinem Freundeskreis, auch die Eltern, den Bruder, seine Frau, „mein Agnes“ in allen Altersstufen, jedes einzelne Blatt, allen voran die Mutter, ein Dokument des Menschums, des Menschenverständnisses. Dürer selbst kennen wir in vielen Verkleidungen als Verlorenen Sohn, als der wilde Mann, immer wieder als Christus, als Schmerzensmann in seiner letzten Selbstdarstellung und als „vera ikon“ auf dem Schweiß Tuch der Veronika. Keines der Selbstbildnisse im engeren Sinn hat er in Kupfer gestochen oder in Holz geschnitzt. Eine solche Verbreitung stand nur den Großen und Mächtigen auf dieser Weltbühne zu, dem Kaiser, dem Kurfürsten, dem Kardinal, auch dem Gottesmann Luther und dem Erzhumanisten Erasmus. Es kann gar kein Zweifel daran sein, daß ein Dürerbildnis als Kupferstich von Dürer auch zu seinen Lebzeiten die größte Verbreitung gefunden hätte. Zu Dürers Selbsteinschätzung gehörte, daß er auch ein guter Geschäftsmann sein wollte und war. Er starb als der sechstreichste Bürger seiner Stadt. Und dennoch versagte ihm sein Künstlertum dieses Geschäft mit sich selbst. Denn seine äußeren Selbstdarstellungen gehörten in den privaten Bereich.

Aus den Vorträgen, die zu Ehren Dürers in diesem Jubiläumsjahr in München gehalten wurden, beleuchten zwei Bemerkungen unsere Frage nach Dürers autobiographischem Werk in neuer Weise. Die eine trug in einem Vortrag von Otto Pächt die Analyse der so unerhört spontanen Erlanger Federzeichnung aus Dürers Wanderjahren (*Abb. 7*). Pächt wies nach, daß diese Spontaneität nicht im Widerspruch steht zur Übernahme von Motiven und der Ausnutzung von Formerfahrungen, die Dürer gesehen und erlernt hatte. Geertgens Johannes wurde zum Vergleich herangezogen. Die Hand Dürers wie die Hand des Johannes sind gotische Hände, gedrechselt, feingliedrig, hart wie das Gespränge eines gotischen Schnitzaltars. Zugleich aber ist das Aufstützen des Kopfes seit langem in der mittelalterlichen Ikonographie als ein Sinnbild der Sorge, der Benommenheit durch Nachdenklichkeit zu verstehen. Auch Dürer wollte sich so verstanden wissen. Auf seiner *Melancholia 1* kehrt das Motiv wieder. Auf der Rückseite des Blattes hat er sechs Kissen gezeichnet. Auch sie sind zugleich Studien nach der Natur und

Übernahmen aus dem Werkstattgut der Maler. Rogier van der Weyden hat die gleichen Kissen auf der Bank in dem Zimmer der Jungfrau aufgereiht. Dürer beobachtete sich selbst und die Natur mit Augen, die an Vorbildern geschult worden waren. Die Handwerkserfahrungen dienen ihm dazu, die Augenerfahrungen zu deuten und im Bild zu bewältigen. Auch die Hand Dürers in dem zweiten, neuerdings New Yorker Blatt wurde wie das Kissen zugleich der Natur entnommen und der Überlieferung. Im Kunstwerk kommt immer beides zusammen. Das steigerte sich bis hin zu dem Münchner Selbstbildnis, wo ihn die Christusikone das eigene Antlitz sehen und deuten ließ.

Die zweite Beobachtung stammt aus einem Vortrag von Hans Gerhard Evers. Seit langem hat man gesehen, daß Dürer für das Blatt mit dem Heiligen und dem Henker die eigene Körperlichkeit als Modell genutzt hatte (Abb. 8). So aber köpfte man auf keiner der vielen Richtstätten, die im 15. Jahrhundert vor jeder Stadt sich befanden. Der Henker stand entfernt von seinem Opfer, um weitausholend im Rundschatz sein Werk in einem Augenblick zu vollziehen. Dieser berührt und umgreift den Jüngling, ja blickt, als sei er sein Freund, ein Genosse, der von ihm angezogen wird, von seiner Nacktheit besänftigt wird. Hier schwingt ein undeutbares autoerotisches Element mit und nach. Wir begegnen ihm auch in Dürers früher Darstellung eines Liebespaares auf dem Spazierweg, welches ebenfalls in die Folge von Dürers Selbstdarstellungen aufgenommen worden ist. Denn vielfach, wenn Dürer erzählt und sich dabei von den überlieferten, geheiligten Kirchenthemen trennt, spricht er zugleich von sich und dem eigenen Erleben. Vergleichbar den Dichtern hat er die Gabe besessen, die Empfindungen seiner Gestalten bis in die zartesten Regungen ihres Gemütes nachzuvollziehen und diese zugleich mit dem eigenen, persönlichen Empfindungsschatz so auszustatten, daß sie zu Menschen seines Wesens werden. Dürer konnte sich auch – wenngleich mit einigem Abstand – als jenes Mönchlein in diesem Bildgedicht verstehen (Abb. 9) – es stammt trotz der späteren Signatur von 1502 –, dem sich bei der geduldigen Schreibearbeit das liebreizende Bild der Verführerin ins Bewußtsein drängt. Der Greis, sein Lehrer, zu ihren Füßen sucht sie mit streng aufbegehrendem Blick zu verscheuchen. Der Teufel, der die Syrinx des Pan in seinen gewaltigen Klauen hält, droht von rechts. Noch hat der Schreibende nicht aufgeblickt. Die Zeichnung erscheint in diesem Zusammenhang als Beispiel für die Befähigung, Dürers innere Vorstellungsbilder als äußere Erscheinungen wiederzugeben. Dem Beichtkind Dürer muß diese Seelensituation von Kind auf vertraut gewesen sein.

Für Dürers Verlangen, auch die Gedanken von anderen darzustellen, liefert die eigentümliche Zeichnung der „Engelsmesse“, wie man sie genannt hat, ein sehr merkwürdiges Beispiel. Dürer zeigt einen Kirchenraum, in dem Engel wie Teufel sich um die versammelten Chorherren bei ihren Gebetsübungen bemühen

(Abb. 10). Dem einen links zeigt die Vorstellung das Bild der Jungfrau Maria mit dem Kinde auf der Mondsichel, einem anderen rückt der Teufel die entkleidete Versucherin vor Augen, ein dritter rechts oben sieht eine Gans am Spieß gebraten und neben ihm der Betende den Gekreuzigten. Friedrich Winkler bemerkt: „Die psychologischen Feinheiten des Ausdrucks, an denen die Zeichnung überreich ist, kommen in keiner Wiedergabe, und sei sie noch so gut, ganz befriedigend heraus. Nur bei Bosch und einigen seiner Nachfolger finden sich vergleichbare Darstellungen des Vorstellungslebens. Das ist humorvoll gesehen, doch zugleich völlig realistisch gemeint. Der Teufel rechts in der Bildmitte führt in seinem Gepäck in einem großen Tragkorb sowohl ein Fäßchen Bier als auch ein junges Mädchen mit, während er in der Hand eine Kanne Wein hält. Die Engel im Vordergrund halten eine Tafel, auf der von Dürers Hand zu lesen ist: „Do schreibt hrein was ir wollt.“

Dürer war ein Entdecker. Dabei hat er sein Inneres ebenso beobachtet wie sein Äußeres. Es ist Entdeckungseifer und Entdeckerfreude, die ihn beim Anblick seiner selbst im Spiegel wie bei den Verwunderungen über die Regungen seiner Psyche überkamen und Gestaltungseifer wie Gestaltungsfreude unmittelbar auslösten. Er zeichnet Fakten des Sichtbaren und sucht nach der Gesetzmäßigkeit, aus der die Schönheit sich bildet. Dabei stößt er auf das Geheimnis des Schöpferischen in sich selbst. Die Verwunderung hält ihn im Zustand der Inspiration. Er wundert sich über sich, sein Vermögen als Künstler, wundert sich über die Wirkkraft des Schönen in der Natur. Die Freude an dem Schönen spricht er in vielen Fassungen seiner theoretischen Versuche aus: „Wir sehen geren schöne ding, dan es gibt vns frewd.“ Kenntnis von schönen Dingen zu gewinnen, sieht er als eine Aufgabe: „dy schonen ding zw erforschen, dorczw dintt wol ein guter rat.“ Er versucht seinem Werk alles Häßliche fernzuhalten: „Wir müssen grosse acht haben, daz dy ungestalt nit stetig van jr selbs jn vnser werck flecht.“ Er glaubt, daß es eine Wahrheit der Dinge gebe, die der Maler erkennen kann, „ein rechte warheit aller dyng“. Er weiß auch von der Demut der Sachlichkeit. „Dan kunst gibt vrsach der demütigen gutwilligkeit.“ Das Ziel, ein Lehrbuch der Malerei zu schreiben, hat ihn seit 1507 immer wieder beschäftigt. Stets von neuem setzt er zu einer großen Einleitung an, wiederholt sich, verirrt sich, bricht ab und kommt oft nach Jahren auf die gleichen Gedanken in fast den gleichen Worten zurück. Berühmt sind die Worte geworden, mit denen er das Unvermögen bekennt, das Schöne zu fassen. Im Traum ist es ihm begegnet und im Wachen konnte er es nicht festhalten. „Ach wy oft – so klagt er – sich ich grosse kunst vnd gut ding jm schloff, desgleichen mir wachend nit vür kumt. Aber so jch erwach, so verlewrt mirs dy gedechtnus.“ Dürers Entdeckereifer reicht hinab bis in sein eigenes Traumleben, und dieses Träumen ist erfüllt von Bildern, die schöner sind als jene der Wirklichkeit. Er ist ganz Aufmerksamkeit, ganz Aufnahmebereitschaft, ganz Können und ganz Fleiß, ein großer

Vollender, der nichts unfertig zurückgelassen hat, es sei denn dieses sein Hauptbuch über die Malerei, und der doch bis zu seinem Tode nicht aufgehört hat zu fragen, zu forschen, sich zu verwundern. Das Dürersche, das ist die sachlichste Form des Faustischen in dieser Renaissance. Man weiß seit langem, daß auch die drei Meisterstiche, die er gemeinsam konzipiert, in rascher Folge geschaffen wurden und von denen nachweislich er wenigstens zwei – Hieronymus und Melancholia – nicht den Reiter, auch gemeinsam verkaufte, von ihm als Selbstdeutungen in jener Zone des Bewußtseins verstanden wurden, in der sich die Ingredienzen des Schöpferischen in einer sich jeder Analyse entziehenden Alchimie des Geistes vereinigen.

Hieronymus (*Abb. 11*), das ist er selbst im behaglichen Butzenscheibenlicht des Studierzimmers. Die Zeit verrinnt langsam in der Sanduhr. Das Kreuz auf dem Tisch und der Totenschädel auf der Fensterbank halten den Geist besonnen. Der Schlaf des Löwen wie des Hündchens bekunden die Stille in diesem Raum. Man glaubt, das Kratzen der Feder zu hören, wo alles sonst ruht an seinem Orte, der Schatten des Tisches wie der Hut des Kardinals. Die gesammelte Ruhe des Heiligen selbst, der Füße und Arme zusammenhält, beide Hände auf dem Pulte, ist ein Wunschbild der schöpferischen Stille.

Die Kupferplatten von Reiter, Hieronymus und Melancholie waren genau gleich groß. Der Reiter ist 1513 datiert. Melancholie und Hieronymus 1514. Es ist das Jahr, da Dürers Mutter in ihrer Kammer auf den Tod lag, der sie am 16. Mai erreichte. Zwar Monate zuvor hat er sie in jener berühmten Zeichnung aufgenommen, die zugleich sein erstes monumentales Porträt in Kohle war, der schwarze, inspirierte Strich selbst Sinnbild des Todes. Das Blatt ist so berühmt geworden, daß wir uns der Einzigartigkeit dieses Dokumentes nicht mehr bewußt sind. Es gibt nichts Vergleichbares in der Geschichte der Künste bis hin ins 20. Jahrhundert, dort aber sind die vergleichbaren Blätter bei Barlach, der Käthe Kollwitz, Koschka bis in die Strichführung hinein von Dürer abhängig. Wenn aber andere junge Maler, auch Rembrandt, ihre Mütter dargestellt haben, so waren sie ihnen nicht sehr viel mehr als das immer gegenwärtige Modell einer alten, zerfurchten Frau. Bei Dürer wurde das Mutterbild zu einem Dokument des Menschseins, seines Menschenverständnisses.

Winterarbeiten 1513 auf 1514 waren die ebenso meisterlichen wie ganz unsagbar mühevollen Kupferplatten, Konzentrate der Werkstatteinsamkeit, wo droben im Haus die Mutter lag. Es ist der besonnenste Augenblick in Dürers Leben. Er war 42 Jahre alt. Viele Motive des mittelalterlichen und humanistischen Denkens und ihrer bildlichen Überlieferung lagen ausgebreitet seinem Geist bereit. Da griff er auf Proportionsstudien zu einem vollkommenen Pferd zurück, um diesem Roß die gefestigte Kontur zu geben. Da erinnerte er sich an den Tugendspiegel des



Abb. 9 Dürer, *Die Versuchung des Mönches*, um 1502, Wien, Albertina



Rennes, Museum

305 x 21

Abb. 10 Dürer, Die Engelsmesse, um 1500, Rennes, Musée des Beaux Arts

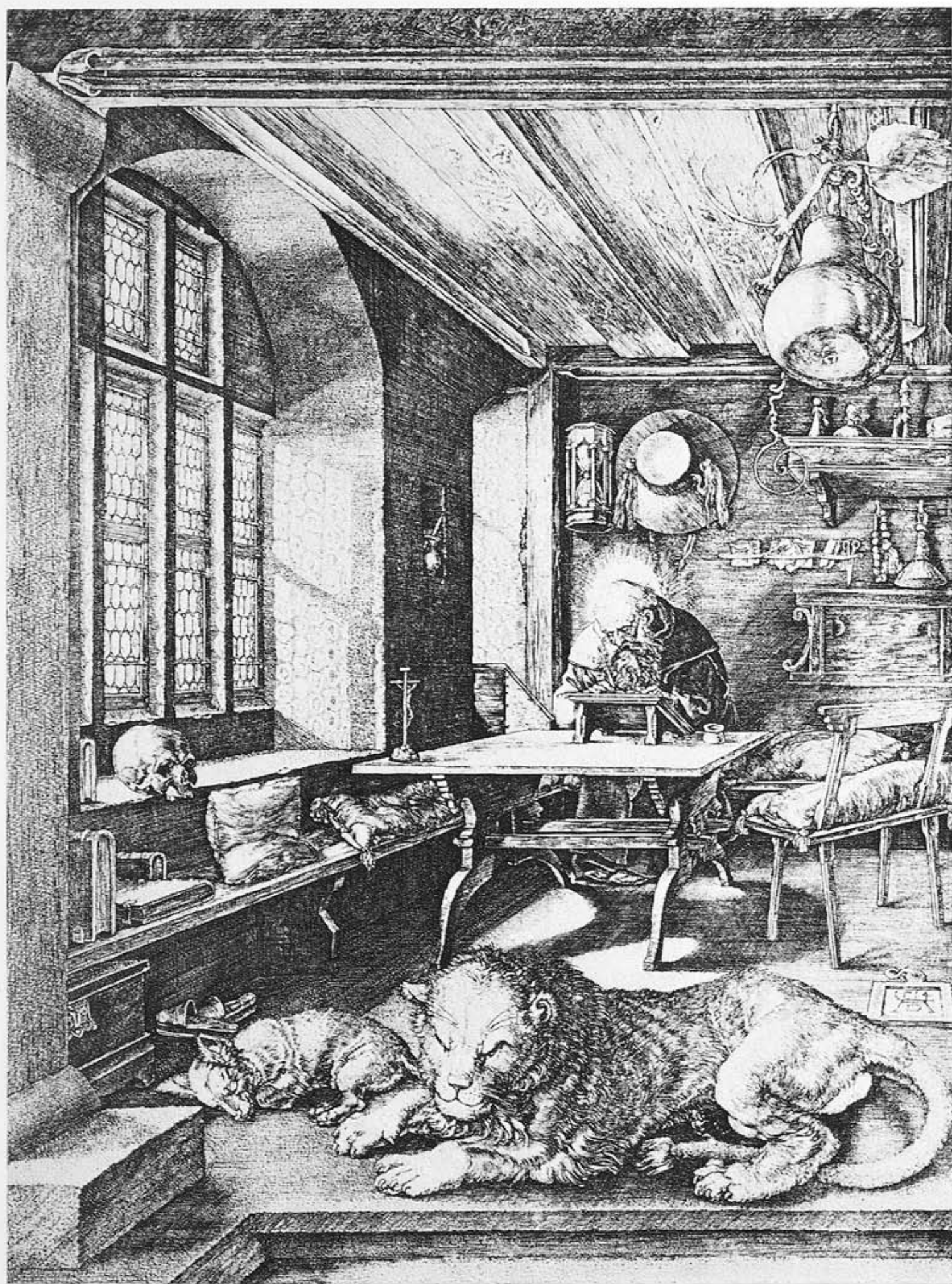


Abb. 11 Dürer, Hieronymus im Gehäuse, 1514

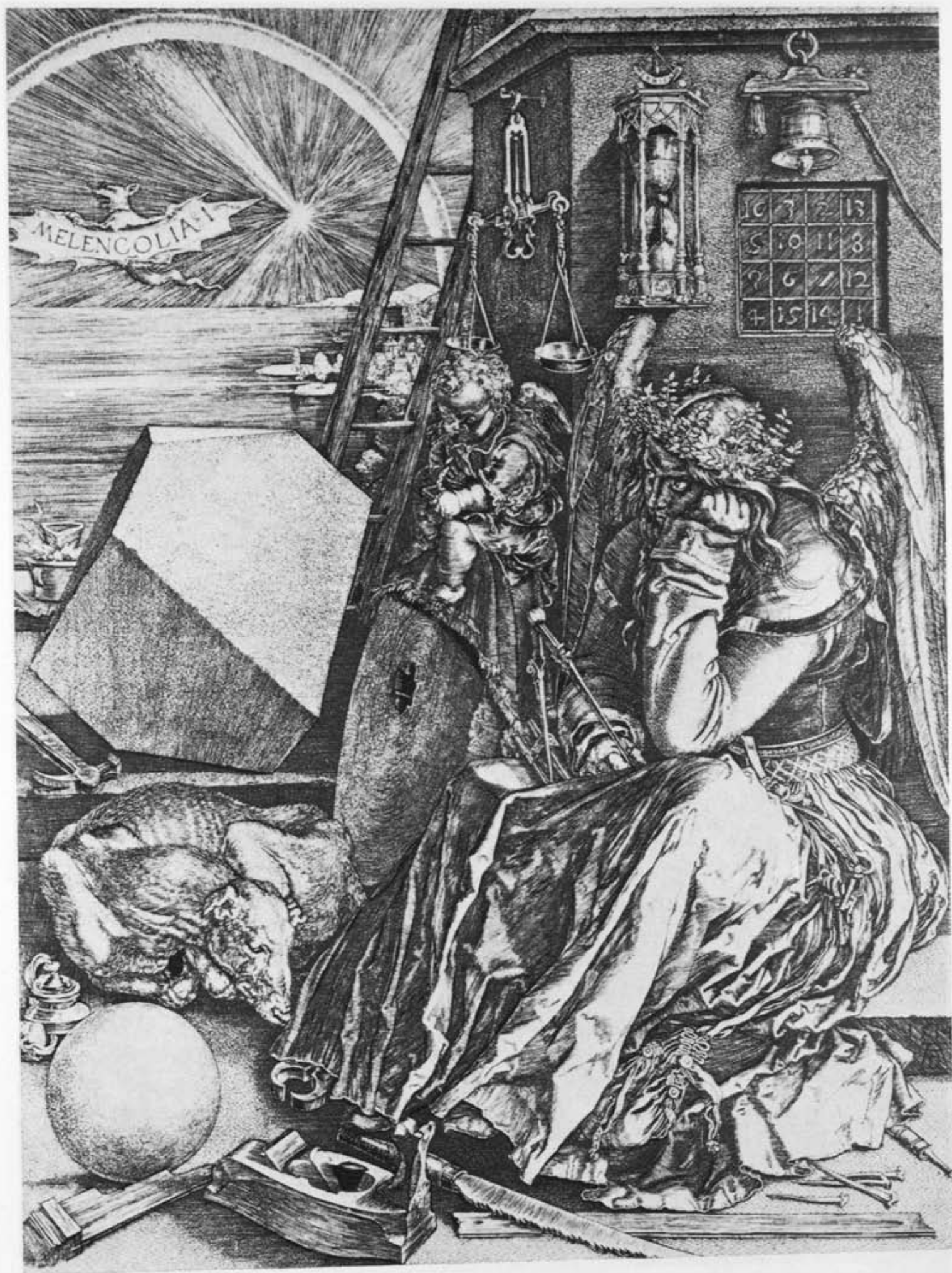


Abb. 12 Dürer, *Melencolia I*, 1514

christlichen Ritters, der unerschüttert von den Gefahren durch Tod wie Teufel bedroht der Burg entgeneilt, in der das Heil ihn erwartet. Die Genauigkeit, mit der er die einzelnen Motive ausgestaltet hat, ist ein Sinnzeichen der Entschiedenheit, mit der dieser Ritter seinen Weg verfolgt. Die schwere Technik selbst – es ist Kupferstich, nicht Radierung, die er erst später, und nur vorübergehend, versuchte – drückt diese Entschlossenheit aus. Als könnte er der Mühen nicht genug bekommen, hat Dürer die feinen, festen Linien bis an die Grenze des Möglichen zusammengedrängt. Die Technik selbst ist Psychogramm des Wesens dieses Schöpfertums, in dem sich die Zucht höchster Meisterschaft zugleich unsagbaren Anstrengungen und einer Alchemie des Geistes verbindet, in welcher Verborgenes zu Offenkundigem in Bezug tritt.

„Ein geflügeltes Weib, das auf einer Stufe an der Mauer sitzt, ganz tief am Boden, ganz schwer, wie jemand, der nicht bald wieder aufzustehen gedenkt.“ Diese Worte, mit denen Wölfflin seine Beschreibung beginnt, sind berühmt geworden (Abb. 11). Schon 1905, als er sein Dürerbuch schrieb, wußte man, daß Marsilio Ficinos Hinweis Dürer bekannt gewesen sein muß: „Alle Männer, so in der großen Kunst vortrefflich sind gewesen, die sind alle melancholici gewesen“, Ficino hat den Gedanken bei Cicero gefunden „omnes ingensiosos melancholicos esse“. Auch die Zeitgenossen haben es gewußt. Von der „melancholia generosissima Dureri“ spricht Melanchthon. Die ganze Fülle mittelalterlichen und humanistischen Gedankenguts, das in dieses eine Blatt eingegangen ist, hat uns Panofsky erschlossen. Man lernte jedes Motiv, als wäre eine Hieroglyphe zu entziffern. Das Wesen allen schöpferischen Unterfangens wird gedeutet. Auch die Gestirne wirken darauf ein. Saturn beschattet, das Licht bricht durch. Zurechtgehauen wartet der Steinblock auf den Meißel des Bildhauers. Doch auch Panofsky schließt mit der Bemerkung, daß die Komposition die ganze Persönlichkeit des Malers spiegele. Zugrunde liegt für Dürer die Einsicht, daß es unmöglich ist, Schönheit mit Zirkel und Lineal, die Schönheit durch die Geometrie zu beweisen, wie er es doch immer versucht und gefordert hat. Dürer selbst hat sich den platonischen Gedanken zu eigen gemacht: „denn es kommt von oberen Eingießungen“.

In diesen drei Meisterstichen ist Dürer in die allerverborgenste Zone seines Wesens hinabgestiegen, dorthin, woher seine Gestaltungskraft sich speiste. Sie bilden die Höhepunkte in seinem autobiographischen Werk. Hat er in seiner Jugend seine äußere Erscheinung entdeckt, objektiviert, ja gedeutet, ist es später noch vorgekommen, daß er in allerhand Verkleidungen auftrat, als Mönch, als Heiliger, der Verlorene Sohn, der wilde Mann, ja, und dann nicht mehr verkleidet, sondern mit neuem Glaubensbezug als Christus selbst, so wird hier ein verborgenes Innere Gegenstand der Deutung.

Die großen Altaraufträge waren abgeschlossen, Marienleben und Große Passion

nach langen Versuchen in den Druck gegeben. Die Politik der Reichsstadt forderte vielerlei, freilich mehr Lästiges als erwünschte Dienste für Kaiser Maximilian heraus. Dürers graphisches Opfer war als Fürstenauftrag Bachs musikalischem Opfer vergleichbar. Da legte er das im Geheimen entstandene, völlig neuartige, auch nur ihm allein ganz verständliche Hauptwerk vor, die Meisterstiche. Jene Diskretion, die große Kunst kennzeichnet, verhinderte ihn, von sich zu sprechen. Was er mitteilt, ist objektiviert: ein Heiliger, ein Zeitgenosse, eine allegorische Frauengestalt – nicht eine melancholische Frau, die Flügel machen sie zur Allegorie der Melancholie. Hinter jeder der drei Gestalten verbirgt sich eine Haltung, die der schöpferische Mensch erfahren hat, verbirgt sich im genauesten Sinn des Wortes gerade hinter der Vollendung dieser Werke.

Es sind auch die Jahre, während deren Dürer immer wieder ansetzt zu der großen philosophischen Einleitung über das Wesen der Kunst. Wo ihm aber in kurzen Monaten die Stiche zur größten Vollendung gelingen, bleibt alles Schriftliche Fragment, Versuch. Die Gedanken verwirren sich, er setzt mit einem neuen item, und wieder item neu an, wiederholt sich, gerät in Widersprüche und bricht ab. Es ist ein tragisches Bemühen. Er kann in Gestalten reden, in Worten nur stammeln. Er, der Meister, in jedem seiner Werke dem Meisterlichen zugewandt, er, zugleich der erste unter allen Künstlern, der sich an das Wort, das freie Schreiben herangewagt hat, und bessere Begriffe, ja Sätze fand, als jeder andere in seiner Zeit auf deutsch, der eine Übergroße ausgenommen, Martin Luther, ihm fehlte jede Meisterschaft im Umgang mit dem Wort. Alles blieb Ausruf, Entwurf. Er schrieb ins Unreine. Er sah sich zurückgeworfen in die Welt der Bilder, die Hieroglyphik der Form. Hier, wo seine Zeit an allen Ecken und Enden groß war wie kaum eine zuvor, hier war er der Größte, zugleich der einzige, der in der Kunst vom Künstler sprach.

Erneut muß ich das Bild des Mannes heraufbeschwören, der in seiner Stube saß und in unsagbar sorgsamer Anstrengung die Kupferplatten jedes der Stiche mit der Rechten drehte, während die Linke den Griffel hielt und seine Mutter im Obergeschoß auf den Tod lag. Das Haus in der Zistelgasse hatte er 1509 gekauft. Auch die Pressen, das Lager, der ganze Verlagsbetrieb, waren in ihm untergebracht. Mit Sicherheit ist das Bild des Vaters und die drei Selbstbildnisse von 1493, 1498 und 1500 dort gehangen. Ob sie die einzigen gewesen sind? Dürer mag in seiner Wohnstube auf fast allen Wänden seine eigenen Augen auf sich gerichtet haben. Auch das berühmte Doppelbild mit Adam und Eva – das später über Kaiser Rudolph II. und die Königin Christine in den Prado kam – darf man annehmen, daß es Zeit seines Lebens als das bedeutendste Denkmal aller seiner Bemühungen um die menschliche Proportion, um die vollkommene Gestalt des Mannes wie der Frau in seinem Hause gehangen hat. Denn es ist wahrscheinlicher,

daß der Rat von Nürnberg die Originale in seinem Saale besessen hat, und später durch Kopien ersetzen ließ, als daß es von Anfang an Kopien gewesen sind. Die Originale mußte er ebenso wie die Vier Apostel, an Maximilian I. von Bayern, an Kaiser Rudolf II. abgeben. Wer die vom Staub der Jahrhunderte gereinigte Gestalt des Adam in diesem Jahr im Prado sah – die Eva wartet noch –, der wird sich den kraftvollen Zauber und Glanz vergegenwärtigen können, der durch Dürers Bilder in dieses Haus Einzug gehalten hatte. Nie zuvor seit der Antike hat es Bilder von solchem Anspruch in einem Privathaus gegeben. Auch die gesamte Druckgraphik, die Einzelblätter wie die Holzschnitte und Kupferstichfolgen, lagen geschlossen, lieferbereit bis zuletzt in den herrlichsten, scharfen Abdrucken, die er selbst überwacht hat, in den Fächern seiner Stube. Die Masse seiner Zeichnungen, alle Studien und Entwürfe für seine Gemälde, alle seine inzwischen so berühmt gewordenen und durchaus bildmäßig vollendeten Landschaftsaquarelle, die meisten sorgsam datiert und signiert, konnte er dem Besucher zeigen. Manches mag er verschenkt haben; kaum eines hat er verkauft. Diese Tagebuchaufzeichnungen seiner Augenfreuden und Entdeckungen galten noch nicht als Kunstware und blieben so sein allereigenster Besitz. Dürer lebte in und umgeben von der geistigen Welt, die er selbst erschaffen hatte. Es war sein Werk, das der Atmosphäre seines Alltags die Form gegeben hat.

Dieses Werk trat ihm auch vielerorts an den entscheidenden Punkten in der Reichsstadt entgegen, der er bis an sein Lebensende, wie Lazarus Spengler durch die Widmung seiner Schrift über die Bürgertugenden hervorgehoben hat, ein guter Untertan gewesen ist. Von mindestens drei Altären wissen wir, daß auch die Reformation sie nicht aus den Kirchen entfernt hat, die Münchener Beweinung Christi, den Paumgartneraltar aus der Katharinenkirche und den Allerheiligenaltar aus der Zwölfbrüderkapelle des Karthäuserklosters. Als die Stadt am 29. Mai 1527 einer Straßburger Gesandtschaft ein Festmahl gab, war Dürer als einziger Ehrengast mit in das Rathaus geladen. Auch dort sah er sich von eigenen Hauptwerken umgeben, den großen Tafeln mit Karl dem Großen und Kaiser Sigismund, der 1424 die Reichsinsignien der Stadt auf ewige Zeiten in Obhut gab, und als seine eigene Stiftung die Vier Apostel, mit denen er es wiederum als erster unter allen Malern des Heiligen Römischen Reiches gewagt hat, das eigene Bekenntnis den Ratsherren als Mahnung vor Augen zu stellen. Wohl unmittelbar nach seinem Tode kamen auch die meisten Bilder aus seinem Haus in dieses erste Dürermuseum, diese erste Dürergedächtnisstätte, sicher Adam und Eva, das Bildnis des Vaters, die beiden Selbstbildnisse, die heute in Madrid und München sind.

Dürer blieb in seiner Stadt als Person, als Erscheinung, als Charakter in ganz anderer Weise gegenwärtig als jeder andere Maler des 16. Jahrhunderts, auch jeder italienische oder französische Maler in seiner Stadt, allenfalls an Rubens in Ant-

werfen wäre zu erinnern, denn Rembrandt in Amsterdam und Greco in Toledo verlor man bald aus den Augen. Diese Gegenwärtigkeit aber entsprach dem Charakter seines Künstlertums, das nicht hinter seinem Werk zurückgetreten ist wie vergleichsweise jenes von Holbein oder in ganz anderer Weise Grünewalds, vielmehr in seinem Werk sich sichtbar macht. Dürer spricht über sich, wenn er über Kunst sprach, und über Kunst, wenn er von sich selbst Rechenschaft gab. Ich sagte vorher, daß er ein geselliger Mensch gewesen ist wie kein Maler vor ihm im Reich, soweit wir wissen.

Er ist auch in staunenswert neuer Weise ein offener Mensch gewesen. Nichts hielt er verborgen, von allem, was er war und erlebte, wollte er sprechen. In seinen Bildern wie in seinen Texten wollte er sich zeigen. Von autobiographischem Verlangen ist das ganze Schaffen durchdrungen. Auch der frühe Schmerzensmann des Karlsruher Museums (*Abb. 13*), kaum später als die Erlanger Zeichnung (*Abb. 7*), ist ein Selbstbildnis. Es sind Dürers Augen, Dürers Arme, Dürers Hände. Es ist auch Dürers Frömmigkeitshaltung, die hier zur Darstellung kommt. Es ist immer er und nur er, von dem er in den berühmten Sätzen handelt, die bekannter geworden sind als alle anderen, die je in deutscher Sprache über Kunst geschrieben wurden. Es ist der Mann, der „inwendig voller Figur“. Er ist es, der, wenn „er ewiglich lebte, aus den inneren Ideen, wovon Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Werke auszugießen hätte“. Er ist der Mann, der „etwas mit der Feder in ein Tag auf einem halben Bogen Papiers reißt oder mit seinem Eiselein etwas in ein klein Hölzlein versticht, das künstlicher und besser ist, dann eines anderen großes Werk“. – Die Offenheit seiner Mitteilungen reicht vom Privaten, dem Geschäftlichen bis zum Religiösen. Zu seinem autobiographischen Stil gehört das Bekenntnishafte.

Vor diesem Genie versagt die Soziologie (*Abb. 14*). Er war ein Handwerker, freilich ein Handwerker der obersten Klasse, und wurde wie ein Patrizier behandelt. Er war ein Privatmann und hat sich doch schon sehr früh in Venedig als der Gesandte seines Volkes gefühlt. Er war zu groß, um ein großer Herr sein zu wollen wie Rubens. Zu außerordentlich, um Außerordentliches für sich zu fordern, zu anerkannt, um je – es sei denn für kurze Monate in Venedig – um Anerkennung zu ringen. Dabei zu naiv, zu einfach, zu schlicht und seinen Eindrücken ausgeliefert, um je an anderes als an sich als das Gefäß dieser Eindrücke zu denken. Die Inschrift auf seinem ersten Selbstbildnis von 1493 heißt: *My sach die gat / Als es oben schtat*. Was kann dies anderes meinen als ich bin, wie ich aussehe, und ich zeige mich, wie ich bin.

Wir sind von Caravaggio als Narziß ausgegangen; wir haben von Rembrandts Autobiographie gesprochen, die zugleich das Leiden des Künstlers zeigt und seinen Sieg über dieses Leiden. Dürers autobiographisches Werk erwuchs aus einer

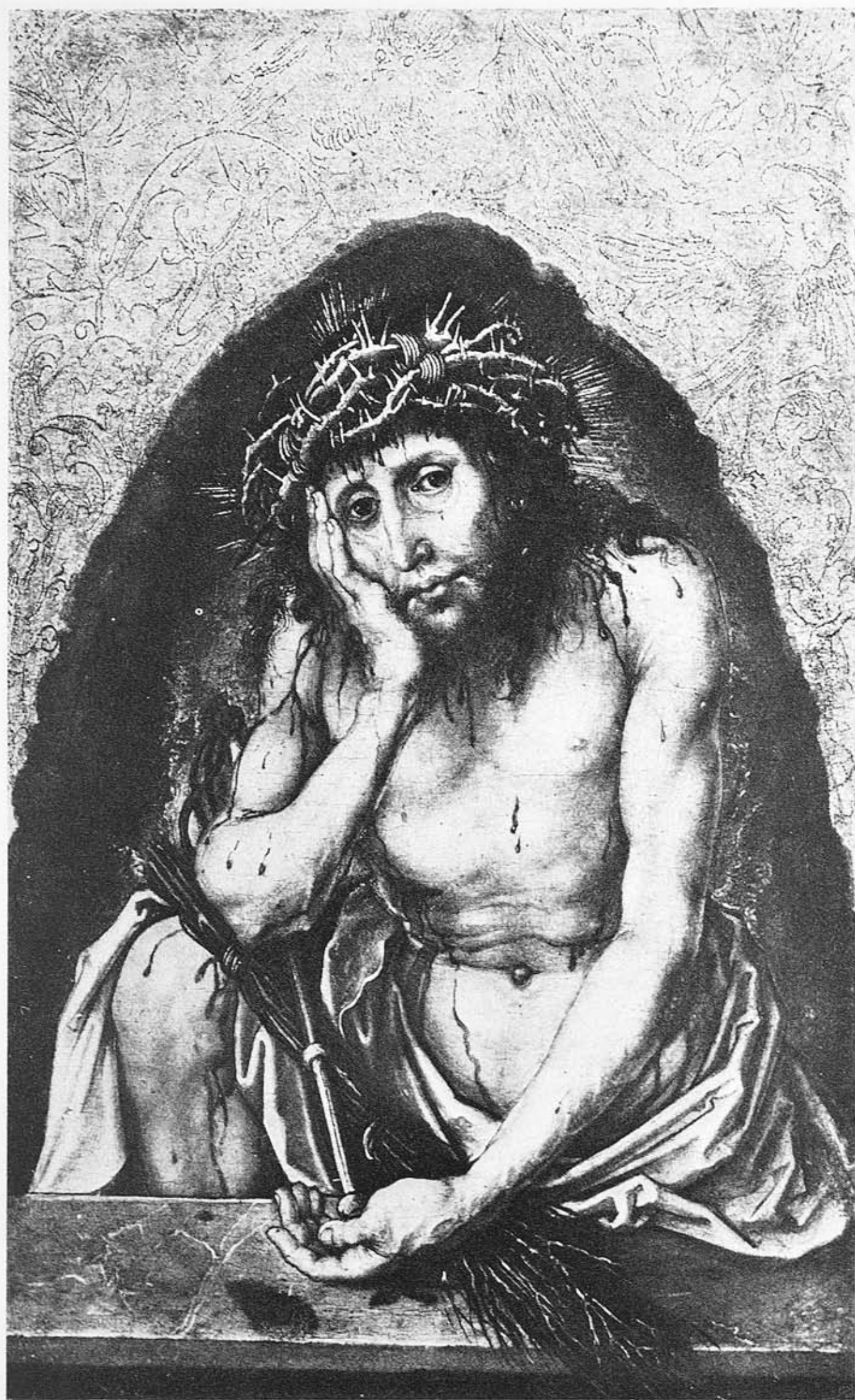


Abb. 13 Dürer, *Der Schmerzensmann*, um 1493, Karlsruhe



Abb. 14 Dürer, Selbstbildnis, 1493, Paris, Louvre

anderen Bewußtseinslage. Auf seinem Weg zur „Entdeckung der Welt und des Menschen“, um mit Jakob Burckhardts berühmter Formel zu schließen, war er sich selbst der wichtigste, der ergiebigste Gegenstand der Beobachtung. Er zeigte sich, indem er sich objektivierte. Er öffnete sich, indem er die Vollendung seines Werkes förderte. Die Aufrichtigkeit, die Genauigkeit, die Deutlichkeit der Darstellung war ihm zum Mittel, war ihm zur Methode der Erkenntnis geworden. Dies freilich ist nur in diesem einen, unwiederbringlichen Augenblick möglich gewesen, da die Welterkenntnis nicht durch Theologie und nicht durch Philosophie vorwärtsschritt, und noch nicht durch die Naturwissenschaften, die Physik, vielmehr, wie Leonardo meinte, da die Welterkenntnis durch die Malerei vorwärtsgeschritten ist.

Wo aber gibt es ein Werk, das mit solcher Genauigkeit, in solcher Freiheit die Umwelt eines Künstlers zeigt, ihn selbst in ihr und sein innerstes Erleben. Denkt man zurück an die Zwänge der spätgotischen Stilisierung des Menschen, denkt man voraus in die ebenso unerbittliche des Manierismus und des Barock, so war es ein einziger Augenblick der Freiheit, welchen dem deutschen Geistesleben der Humanismus, die Renaissance und die Hoffnung auf die Möglichkeit einer Reformation gebracht hatte. In diesem Augenblick stellte Dürers autobiographisches Werk die größte Leistung der Anthropologie dar, deren die Nation fähig gewesen ist.

Hans Maier

Kirche und Demokratie

Die gegenwärtige Diskussion über Kirche und Demokratie leidet unter begrifflicher Abstraktion. Sie deduziert an Hand von Prinzipien, vor denen die konkrete Sozialität von Kirche und Staat sich nicht selten zum Schemen verflüchtigt¹⁾. Die Auseinandersetzung von Kirche und Demokratie in den letzten 200 Jahren war aber nicht ein Kampf von Begriffen und Institutionen, sondern ein Ringen zwischen lebendigen Menschen. Und dieses Ringen dauert bis heute an. Daran ist zu erinnern, wenn wir im folgenden die Geschichte dieser Auseinandersetzung in einigen Hauptlinien zu ordnen und darzustellen versuchen, auch wenn die Zusammenfassung eines so komplexen Vorgangs gelegentlich zu Abkürzungen und Typisierungen zwingt.

I

Am Anfang der Geschichte des Verhältnisses von Demokratie und Kirche im Abendland – gemeint ist im folgenden vorwiegend die katholische Kirche – steht

¹⁾ Vgl. meine kritischen Anmerkungen in: *J. Ratzinger – H. Maier, Demokratie in der Kirche* (1970, 7, 47 ff.

ein historisches Paradox. Man könnte es so formulieren: dort, wo sich die moderne Demokratie in ihrer frühesten und geschichtsmächtigsten Form entfaltet hat, nämlich in den angelsächsischen Ländern vom 17./18. Jahrhundert an, dort vollzieht sich dieser Vorgang ohne Berührung mit dem Katholizismus; denn dieser ist ja in diesen Ländern auf eine Randposition zurückgedrängt worden. Umgekehrt, dort, wo Kirche und Demokratie in der Geschichte sich berühren und frontal zusammenstoßen, in den europäischen Zentralländern, vorab in Frankreich im 18./19. Jahrhundert, dort ist der Begriff der Demokratie, nicht zuletzt unter der Nachwirkung der monarchisch-absolutistischen Vergangenheit, radikalisiert und zugleich – gemessen an der angelsächsischen Tradition – pervertiert worden. Der Unterschied zeigt sich, neben anderem, vor allem in einem für das Verhältnis beider Mächte entscheidenden Punkt: die angelsächsische Demokratie ist nicht kirchen- und glaubensfeindlich, die kontinentale, wenigstens in ihrer frühen Gestalt in der Französischen Revolution, ist es; die erste duldet neben sich andere Kräfte, Kirchen, eine freie Gesellschaft, das Individuum mit seinen Rechten und seinem Glücksstreben, die zweite duldet nichts neben sich, weder Korporationen noch ein Individuum mit privaten, vom Gemeinwillen abgesonderten Wünschen noch eine Kirche, die einen vom Staat unabgeleiteten Charakter als „*societas perfecta*“ für sich in Anspruch nimmt²⁾. Es ist für die Psychologie des kirchlichen Verhaltens gegenüber der Demokratie im 19. Jahrhundert entscheidend, daß der Kirche die Erfahrung mit dem angelsächsischen „Civil Government“ fehlt – das alles gilt als protestantische Sonderentwicklung und ist es ja auch – und daß sie jene Form von Demokratie, mit der sie erstmals 1789 oder besser 1793 konfrontiert wird, nämlich den umgestülpten Absolutismus des Jakobinerstaates, mit der Demokratie schlechthin identifiziert. So wird das Problem Kirche und Demokratie sozusagen in einer schiefen oder doch vereinseitigten Form zum Thema der Geschichte – ein Tatbestand, den man von vornherein bei der Beurteilung des Verhaltens beider Seiten berücksichtigen muß.

Die angelsächsische Welt mit ihrem vergleichsweise blasseren Kirchenbegriff und ihrer freieren Auffassung der Demokratie hat der modernen Demokratie nicht nur keinen Widerstand entgegengesetzt, sie hat ihr im Gegenteil, wie zuerst Tocqueville gesehen hat³⁾, vorgearbeitet. Weder England noch im besonderen Amerika hat das spezifisch kontinentaleuropäische Phänomen des Kulturkampfes, also einer bewußten, mit staatlichen Mitteln vorangetriebenen Absetzung von der kirchlichen Vergangenheit gekannt. Ein großer Teil der neuen Ideen, die in der Amerikanischen und Französischen Revolution aufsteigen, war im

²⁾ K. D. Erdmann, Volkssouveränität und Kirche (1949); H. Maier, Revolution und Kirche (²1965); J. C. Murray, The Church and Totalitarian Democracy, in: Theological Studies 13 (1952), S. 525 ff.

³⁾ Vgl. die Einleitung zu De la Démocratie en Amérique, wo von der Entwicklung zur politischen Gleichheit als einem „fait providentiel“ gesprochen wird und wo es heißt: „Le christianisme, qui a rendu les hommes égaux devant Dieu, ne répugnera pas à voir tous les citoyens égaux devant le loi.“

Protestantismus calvinistischer und freikirchlicher Observanz bereits heimisch gewesen, und wo die evangelischen Länder mit den demokratischen und liberalen Ideen in Berührung kamen, verschmolzen sie diese vielfach mit ihrem religiösen Ethos. Während sich auf dem Kontinent der weltliche moderne Staat aus einer Revolte gegen die Religion entwickelte, verdankt er seine Existenz in den angelsächsischen Ländern weitgehend den Führern herrschender und althergebrachter Glaubensgemeinschaften, „die verlangten, daß man zum Wohl der Religion und der Kirche die Zivilgewalt von der Religionsgemeinschaft... getrennt halten sollte“ (P. F. Drucker).

Eben diese besonderen politischen und religiösen Voraussetzungen fehlten auf dem Kontinent; die Auseinandersetzung von Kirche und Demokratie hat sich deshalb hier in ganz anderer Form vollzogen als in England und Amerika. Vor allem: wir haben es hier, zumal in Frankreich, mit einer kompakten Einheit von Kirche und politischer Welt zu tun⁴), die nie die Lockerungsbewegung des angelsächsischen „Civil Government“ durchgemacht hat. Kirche und Staat sind geschichtlich zusammengewachsen in der „im Taufbecken von Reims gewiegten“ Monarchie. „Point d'Eglise, point de Monarque“ – so könnte man, Montesquieu variierend, die enge Einheit von Staat und Kirche im alten Frankreich umschreiben. Diese Ordnung der Dinge hat sich den Geistern so stark eingeprägt, daß selbst die Revolutionäre an ihr festhielten: sie konnten sich nicht vorstellen, daß die Umwandlung, die 1789 begann, sich nur auf den Staat erstrecken sollte, vielmehr versuchten sie, mit dem Staat zugleich auch die Kirche demokratisch zu reformieren. Die alte Einheit von Kirche und Politik sollte bewahrt werden – nur eben in neuen, demokratischen Formen. Und hier beginnt das zweite historische Paradox: gerade die Leidenschaft, mit der die Jakobiner an der Einheit von Staat und Kirche festhielten – „eine römische und katholische Leidenschaft“, wie der Historiker Mathiez treffend gesagt hat –, gerade sie führte den Konflikt mit der Kirche herbei. Denn dieser Konflikt entzündete sich nicht an etwaigen Trennungsabsichten der Revolutionäre, ganz im Gegenteil: gerade die zu weit gehenden *Verschmelzungs*-absichten, wie sie in der staatlichen Zivilverfassung des Klerus und in der geplanten Vereinigung der kirchlichen und staatlichen Wahlkörperschaften nach angelsächsischem Muster ihren Ausdruck fanden, haben das Zerwürfnis unvermeidlich gemacht⁵). Und es hat etwas fast Rührendes, wenn man sieht, wie die Revolutionäre auch nach dem Scheitern des Arrangements mit der Kirche noch an ihrem Traum von der religiös-politischen Einheit festhalten und in der Robespierreschen

⁴) Für alle: M. Bloch, *Les Rois thaumaturges* (21961).

⁵) A. Mathiez hat in bezug auf die in der Zivilkonstitution des Klerus hervortretenden Tendenzen zur Verschmelzung von Staat und Kirche – nicht ohne guten Anhalt in den Quellen – von einem „mariage de l'Eglise et de l'Etat“, einer Hochzeit von Staat und Kirche, gesprochen (in: *L'Eglise et la Révolution française*, *Revue des Cours et Conférences* 33, 1 (1931/32), S. 448ff.)

Republik der Tugend säkularisierte Formen der Religion aus katholischen Kultresten entwickeln.

Das Experiment einer revolutionären Verschmelzung von Kirche und Demokratie, das auf katholischer Seite Anhänger fand – immerhin leistete ein Drittel des katholischen Klerus den Eid auf die Zivilverfassung –, ist nach kurzem Anlauf gescheitert⁶⁾. Seine Verfechter haben ihren Irrtum größtenteils mit der Guillotine gebüßt. Die Gründe für den Fehlschlag liegen auf der Hand. Die Revolution wollte nicht eine geordnete Zusammenarbeit, sondern die Unterordnung und Einverleibung der Kirche; und die demokratisch-presbyterianische Basis in der französischen Geistlichkeit erwies sich auf die Dauer als zu schmal, um diesem Willen eine ernsthafte Alternative entgegenzusetzen. Das katholische Frankreich war nicht das England Cromwells. Wenn die christlich-demokratischen Schwärmergruppen der Revolution eine religiös-politische Ordnung erstrebten, die, wie einer ihrer Sprecher es ausdrückte, „das Evangelium und die Gesetzgebung, die Kirche und den Staat, die Sitten und die Gesetze, Gott selbst und die Menschen völlig mischt und miteinander vereint“⁷⁾, so war eine solche Ordnung in dem totalen Staat Robespierres zwar für einen Augenblick tatsächlich realisiert; aber es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß sie gänzlich unvereinbar war mit dem Geist des Christentums. Denn die christliche Scheidung der Gewalten, die Gott und dem Kaiser nicht das gleiche, sondern das Seine gibt, schließt den Gedanken einer Souveränität aus, welche die politische und kirchliche Welt zugleich umfaßt. Die Grenze zwischen religiöser und politischer Gewalt kann, wie die Geschichte der Kirche zeigt, nicht einmal nach der Theokratie hin ungestraft überschritten werden. Vollends unverträglich aber mit der christlichen Weltauffassung ist der Versuch, den Staat zu divinisieren. Solange die Revolution „Kirche“ blieb, war eine Verständigung zwischen Katholizismus und Demokratie ausgeschlossen.

So versteht man, daß der Gedanke einer Verbindung von Christentum und Demokratie oder gar einer „christlichen Demokratie“ nach der blutigen Erfahrung der Revolution für ein halbes Jahrhundert undiskutabel geworden war, und zwar nicht nur in Frankreich, sondern im ganzen katholischen Europa. Ja, die Kirche nahm es, um ein Schisma ähnlich wie in England zu vermeiden, in Kauf, daß sie von Napoleon I., an dessen staatskirchlicher Gesinnung und reinem Ordnungskatholizismus kein Zweifel sein kann, „gerettet“ wurde – von Napoleon, der im Konkordat ihre hierarchische Struktur aufs neue anerkannte und staatlicherseits

⁶⁾ Am stärksten klingen diese Ideen nach im revolutionären Italien zwischen 1796 und 1800. Man sprach in kirchlichen Kreisen von *governo democratico, educazione democratica, Risorgimento della democrazia oppressa, democratizzare il Popolo*, ja ein Theaterstück proklamierte die „Demokratisierung des Himmels“; vgl. H. Maier, Zur neueren Geschichte des Demokratiebegriffs, in: *Theory and Politics – Theorie und Politik* (Festschrift C. J. Friedrich) (1971), S. 127 ff.

⁷⁾ So Cl. Fauchet in seinem Buch *De la religion nationale* (1789), S. 295; vgl. Erdmann, a. a. O. S. 78 f., und Maier, a. a. O. S. 112 ff.

für verbindlich erklärte, damit den „Krater der Revolution“ (Sybel) auch in religiöser Hinsicht schließend. Zwar ist der Gedanke der Versöhnung von Kirche und Demokratie in der Zeit des Kaiserreiches und in der nachfolgenden Restauration nicht völlig untergegangen. Er wirkte weiter, wenn auch auf schmale Zirkel beschränkt und von den Zentren des politischen und religiösen Lebens abgedrängt, um in revolutionären Zeiten, so 1830 und 1848, plötzlich wieder an die Oberfläche emporzuschlagen. Erinnert sei an die bedeutende und tragische Gestalt des bretonischen Abbés Lamennais⁸⁾, der dem modernen Katholizismus erstmals ein Bewußtsein seiner veränderten Lage in einer sich demokratisierenden Gesellschaft gab und der 1830 unter dem Motto „Gott und die Freiheit“ in seiner Zeitschrift „Avenir“ für ein Bündnis der Katholiken mit der demokratischen Bewegung eintrat. Aber diese Strömung war politisch nicht so stark, um gegen die antikirchliche laizistische Demokratie wirksam anzukommen; und in religiöser Hinsicht hafteten ihr so viele spiritualistische und häretische Schlacken an, daß die Kirche sich nicht entschließen konnte, ihr Verdikt über diese Bewegung aufzugeben.

So blieb die Weiterentwicklung des Gedankens der christlichen Demokratie, oder zutreffender ausgedrückt: die Mitarbeit von Christen in demokratischen Institutionen zunächst der Praxis überlassen. Für diese waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht Frankreich, sondern Belgien, Holland, Irland, Deutschland die großen Experimentierfelder. Denn einmal fiel hier das konstitutionelle Alles oder Nichts – die Problematik des französischen Katholizismus – so gut wie völlig weg; und dann waren mehrere dieser Länder konfessionell gemischt, wodurch die entsprechenden katholischen Parteien freieren taktischen Spielraum, auch gegenüber Rom, gewinnen konnten⁹⁾. So hat Belgien seit der staatlichen Emanzipation von 1830 unter der bischöflichen Protektion von Sterckx in der Ecole de Malines Formen eines in Parlament, Erziehungswesen und Presse höchst aktiven Laienkatholizismus entwickelt, der – ohne sich in allem an das theologische Konzept der Lamennais-Schule zu binden – mit dem Programm des Avenir „Gott und die Freiheit“ ernst machte. Er arbeitete parlamentarisch eng mit den Liberalen zusammen¹⁰⁾. Auch in Holland entstand neben zwei protestantischen Parteien eine katholische Partei, ebenso in Luxemburg. Schließlich muß in diesem Zusammenhang der politische Katholizismus Deutschlands nach 1848 erwähnt werden, der unter Ketteler – die Chancen der Vereins- und Pressefreiheit im Rheinland und im liberalen Süden nützend – zu einer starken öffentlichen Macht wurde und neben

⁸⁾ Aus der neuen Lamennais-Literatur ragen vor allem C. Carcopino, *Les doctrines sociales de Lamennais* (1942), und der die Essenz einer lebenslangen Beschäftigung mit dieser Gestalt zusammenfassende Aufsatz von W. Gurian, *Lamennais*, in: *Perspektiven III* (1953) hervor. Für die noch nicht abschließend untersuchte Wirkungsgeschichte wichtig L. Ahrens, *Lamennais und Deutschland* (1930), und K. Jürgensen, *Lamennais und die Gestaltung des belgischen Staates* (1963).

⁹⁾ Einen Gesamtüberblick gibt das von J. N. Moody hersg. Sammelwerk *Church and Society. Catholic Social and Political Thought and Movements 1789–1950* (1953).

¹⁰⁾ H. Haag, *Les origines du catholicisme libéral en Belgique* (1950).

der herkömmlichen Verteidigung der kirchlichen Rechte und Freiheiten und dem Willen, die katholische Sache in dem sich bildenden deutschen Reich zur Geltung zu bringen, bereits auch eine betonte soziale Tätigkeit entfaltete¹¹⁾).

Auf dieser Basis eines pragmatischen, die Verfassungsfragen teils ausklammern- den, teils liberal mit anderen Kräften lösenden Handelns hat sich nun in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine allmähliche Annäherung der Positionen von Demokratie und Kirche vollzogen – nicht in Form einer grundsätzlich neuen Verhältnisbestimmung, sondern auf dem Weg allmählicher, oft unbewußter gegenseitiger Einräumung politischer und kirchlicher Freiheiten. Gleichwohl kommt es nach dem historischen Schock der Französischen Revolution nicht zu einer eigentlichen Berührung zwischen beiden Institutionen, sondern allenfalls zu einer Haltung der Indifferenz, des Respekts, der wohlwollenden Neutralität. Kirchenpolitisch ist diese Phase durch die Gestalt Leos XIII. und seiner Lehrschreiben zur Politik und Soziallehre gekennzeichnet; und es ist mehr als ein historischer Zufall, daß Leo XIII. als Nuntius in Belgien die neuentwickelten, positiven Formen katholischer Selbstbehauptung im Verfassungsstaat aus eigener Anschauung miterlebt hatte.

II

Man muß, um diese neue Entwicklung zu verstehen, zunächst einen Blick auf die andere Seite, die des demokratischen Staates, werfen. Auch hier hatte sich eine Wandlung vollzogen, die neue Möglichkeiten im Verhältnis von Kirche und Demokratie eröffnete.

Fragt man sich, woher der große Schrecken, der Angstkomplex rührte, der die Kirche seit der Französischen Revolution befallen hatte, so muß man verschiedene Ursachen anführen. Einmal die Tatsache, daß jene Revolution beansprucht hatte, eine völlige Neuschöpfung des Gemeinwesens von Grund auf herbeizuführen, daß sie die politische Ordnung – und das gilt nicht erst für die Jakobinerherrschaft – als souveräne Setzung eines an vergangene Rechte nicht gebundenen, vielmehr augenblicklich im Hier und Heute sich realisierenden Gemeinwillens begriff. Sodann die Tatsache, daß die Souveränität des Gemeinwillens in Fortsetzung älterer Souveränitätslehren als prinzipiell unbegrenzt und unbegrenzbar angesehen wurde – souverän auch gegenüber der Kirche. Und endlich die weitere Tatsache – die sich aus den beiden ersten ergab –, daß man bei dem radikalen Neubau der Gesellschaft im Raum zwischen dem abstrakten Individuum und dem abstrakten Staat keinerlei auf wohlerworbene Titel gestützte gesellschaftliche Gebilde duldete, ent-

¹¹⁾ Hierzu neben den älteren Arbeiten von Bauer, Schnabel, Bachem, Repgen neuerdings H. Jedin, *Freiheit und Aufstieg des Deutschen Katholizismus zwischen 1848 und 1870* in: B. Hanssler, *Die Kirche in der Gesellschaft* (1961), S. 9ff. Die am gleichen Ort abgedruckte Skizze der Geschichte des deutschen Verbandskatholizismus (S. 30ff.) von K. Buchheim ist jetzt eingearbeitet in das Buch des Verfassers *Ultramontanismus und Demokratie. Der Weg der deutschen Katholiken im 19. Jahrhundert* (1963).

sprechend der Verneinung aller nur historisch erwachsenen, nicht rational oder nach Nützlichkeit legitimierten Rechte und entsprechend einer prinzipiell monistischen Theorie des Volkswillens.

Alle drei Voraussetzungen – und das war für den Zusammenstoß von Kirche und Demokratie in der Revolution entscheidend – liefen darauf hinaus, die selbständige Stellung der Kirche in und gegenüber dem Staat in Frage zu stellen, indem sowohl ihr Rechtscharakter als Stiftung als auch ihre soziologische Eigenart als Gesellschaft von unabgeleiteter organisatorischer Selbständigkeit (*societas perfecta*) als auch ihre politische Position als Korporation der Ständegesellschaft bestritten wurde. War das letzte für die Kirche allenfalls erträglich – die geistlichen Vertreter in der Nationalversammlung von 1789 haben jedenfalls gegen die Abschaffung der korporativen Standesprivilegien der Kirche keinen Einspruch erhoben –, so stellten und stellen die ersten beiden Merkmale unaufgebbare, von der christlichen Gesellschaft seit Jahrhunderten anerkannte und nicht durch einseitigen staatlichen Akt revozierbare Rechte dar; auf ihnen beruhte die gleichrangige Nebenordnung von Kirche und weltlicher Herrschaft in den vorrevolutionären Jahrhunderten, die wiederum die Voraussetzung für die Entfaltung des europäischen Freiheitsgedankens jenseits von Theokratie und Cäsaropapismus (Herrschaft des Kaisers über die Kirche) war.

Es braucht kaum ausdrücklich festgestellt zu werden, daß jene drei Prämissen der Revolution dem Begriff der Demokratie nicht notwendig wesenseigen, ja daß sie der in den angelsächsischen Ländern erwachsenen Form der Demokratie durchaus fremd sind. Ist doch die staatliche Gemeinschaft von den größten Denkern jener älteren demokratischen Tradition nicht als Schöpfung eines aktualistisch geschichtsentsbundenen Gemeinwillens verstanden worden, der antithetisch in die Wucherungen nur-historischer Rechtsbildung einbricht und dem eine Rücksichtnahme auf die Vergangenheit ebenso fremd ist wie eine Selbstbindung für die Zukunft. Vielmehr hat man sie, im Sinne Burkes, verstanden als „Gemeinschaft der Lebenden, der Toten und der Ungeborenen“. Und ebenso fremd ist jenem älteren Denken die Vorstellung einer über dem gemeinen Rechtstehenden, mit schrankenloser Verfügung begabten Volkssouveränität gewesen – wie sie auch die Verfemung der freien gesellschaftlichen Gebilde zwischen Individuum und Staat nicht teilte¹²).

Ich kann hier nicht im einzelnen verfolgen, wie jene radikalen Positionen des Rousseauschen Demokratieverständnisses im Laufe des 19. Jahrhunderts in Frankreich durch schrittweise erfolgende Anpassungen an das angelsächsische Modell allmählich begradigt und teilweise abgebaut wurden; wie sich die rechtsstaatliche Komponente der Demokratie hier wie in anderen Ländern, die sich auf dem Weg

Fußnote siehe nächste Seite!

zur Demokratie befanden (Belgien, Schweiz, Irland), allmählich verstärkte; wie das Verfassungsdenken sich vom Modell der Volkssouveränität im geschilderten Sinn (die eigentlich den Begriff der Verfassung im Sinne eines Widerlagers der fluktuierenden politischen Öffentlichkeit und ihrer Willensbildung ausschloß) entfernte; wie endlich die soziale Frage und die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung der Idee einer „*Démocratie pure*“ – die auf dem abstrakten Individuum aufgebaut war, ohne die konkrete Sozialität des „*homme situé*“ (Burdeau) zu berücksichtigen – ein Ende machten. Halten wir hier nur das Ergebnis dieser Entwicklung fest: die Demokratie rückt allmählich von den oben geschilderten Zuständen ab, sie wird, Zug um Zug, einer verfassungs- und rechtsstaatlichen, parteistaatlich-pluralistischen Veränderung zugänglich. Das hieß aber für die Kirche, daß der frontale Gegensatz zur Demokratie sich abschwächte und daß an den drei bezeichneten Rückzugsstellen der radikalen Demokratie allmählich katholische Positionen neu ins Spiel gebracht werden konnten.

Hier hat zunächst jene Erscheinung ihren Platz, die man – einigermaßen mißverständlich – als politischen Katholizismus (in Frankreich: *catholicisme libéral*) bezeichnet hat¹²). Er war seinem Wesen nach ein Ausgleichssystem. Bemüht um die Sicherung der kirchlichen Freiheiten, suchte er ein erträgliches Verhältnis zum demokratischen Staat herzustellen; er zielte vornehmlich auf Verständigung, auf konkordatäre Lösungen ab. Er war ein Appell an den besser zu unterrichtenden Souverän – ob dieser nun ein absoluter oder konstitutioneller Monarch war oder eine liberale Parlamentsmehrheit –; und seine Mittel waren politisch-parlamentarischer Natur: Verbände, Parteien, Einfluß auf Presse und Erziehungswesen. Kennzeichnend für diesen politischen Katholizismus – dem die Kirche ihre Beheimatung im modernen Verfassungsstaat verdankt – ist eine im wesentlichen formal-technische Auffassung der Demokratie. Sie tritt gerade bei den für die verfassungsstaatlichen Institutionen aufgeschlossenen französischen Katholiken der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich hervor. Der Staat ist für sie nur eine auf die allernötigsten Kompetenzen beschränkte Schutzorganisation, die über diesen Schutz hin-

¹²) In einer Analyse des Trustgedankens im angelsächsischen Verfassungsrecht hat E. Fraenkel darauf aufmerksam gemacht, daß die Vorstellung von Demokratie als Identität von Regierenden und Regierten in unlösbarem Widerspruch zu der durch den Begriff des *trust* umschriebenen Auffassung vom Wesen der Demokratie stehe. „Unter der Annahme, daß das Staatswesen ein ‚*trust*‘ ist, den das Volk zur Sicherung seiner unveräußerlichen vorstaatlichen Rechte errichtet hat, können Volk und Staat ebensowenig identisch sein wie ein Treuhandgeber, Treuhänder und Treuhandnehmer, wenn nicht der ‚*trust*‘ zu einer reinen Fiktion werden soll. Ein Volk, das sich mit dem Staat identifiziert, negiert die Existenz unveräußerlicher Rechte. Die Anerkennung der Theorie der Identität von Regierenden und Regierten ist kennzeichnend für die Herrschaft eines potentiell omnipotenten Staates; die Ablehnung der Theorie der Identität von Regierenden und Regierten ist kennzeichnend für die Herrschaft eines fiduziarischen Staates. Vom Blickpunkt einer auf Lockes Trust-Theorie und die Declaration of Independence aufgebauten Verfassungstheorie und Verfassungsrealität ist jede Demokratie, die von dem Axiom der Identität von Regierenden und Regierten ausgeht, eine ‚totalitäre Demokratie‘“ (Das amerikanische Regierungssystem [1962], S. 183 f.).

¹³) Zur Abgrenzung des Begriffs vgl. Maier, *Revolution und Kirche*, S. 26 ff., 298 ff.

aus keine positive Zwecksetzung hat und haben soll. So fallen – was für die Zerstörung der laizistischen „Gegenreligion“ besonders wichtig ist – Erziehungs- und Schulwesen an die freien Kräfte der „Gesellschaft“, also an die Kirche, zurück. In diesem Zusammenhang ist der Komplex der Grundrechte von größter Wichtigkeit: sie werden als reine Ausgrenzungen, ohne positive Bedeutung für den Zusammenhang des Ganzen, verstanden. Die hier geschaffene Freiheitssphäre, im einzelnen ausgestaltet als Presse-, Versammlungs-, Koalitions-, Gewissensfreiheit, erlaubt es der Kirche, nachdem das Bündnis mit dem absoluten Staat zerbrochen ist, durch den vorpolitischen Raum der Gesellschaft in die Öffentlichkeit zurückzukehren und in den demokratischen Institutionen aktiv zu werden. So ergibt sich das Paradox, daß die Kirche scheinbar um so zufriedener sein kann, je weniger sich der Staat um sie kümmert: der Abbau der inhaltlichen Qualitäten des Politischen, die Beschränkung des Staates auf reine Schutzfunktionen, der empirische Wahrheitsverzicht in einer liberalen Interessenkonkurrenz – dies alles scheint das gleichsam notwendige Gegenbild zur Wahrheits- und Heilsanstalt der Kirche zu sein, die notwendige Konsequenz der Entmächtigung des Diesseitig-Politischen durch das Christentum. Von hierher rührt wohl der bis heute nachwirkende quasi-liberale Affekt vieler Katholiken gegen den als Zwingherrn der Einheit auftretenden Staat (besonders im Erziehungswesen) und die Tendenz zu einer Minimalisierung der politischen Gewalt von der Grundrechtsseite her¹⁴). Gleichwohl, das hier entwickelte Modell des Verhältnisses von Kirche und Staat – ein Verhältnis gegenseitiger Fremdheit mit Berührungen nur an der Peripherie, wie man es treffend charakterisiert hat¹⁵) – bestimmt noch heute die meisten westlichen Verfassungen – einerlei, ob diese das Verhältnis im Sinne strikter Trennung fixieren oder nicht. Noch das Staatskirchenrecht der Weimarer Reichsverfassung folgt diesem Schema und – da die entsprechenden Artikel übernommen worden sind – auch das Grundgesetz, so sehr seine Auslegung im Licht der neueren Entwicklung seit dem Kirchenrecht im Dritten Reich sich von der liberalen Vergangenheit und ihrer staatskirchenrechtlichen Doktrin entfernt hat¹⁶).

Aber die katholische Aktivität in und gegenüber dem demokratischen Verfassungsstaat ist nicht auf das rein politische Feld beschränkt gewesen. Die größere Nötigung zum Eingreifen – und auch die größeren Chancen der Wirksamkeit – lagen im Bereich jener dritten Rückzugsstelle der Rousseauschen Demokratie, die ich mit den Stichworten Individuum, Staat, zwischenstaatliche Gemeinschaft an-

¹⁴) R. Smend, *Bürger und Bourgeois im deutschen Staatsrecht* (1933) jetzt in: *Staatsrechtliche Abhandlungen* (1955), S. 309 ff. (317, Anm. 13).

¹⁵) R. Smend, *Staat und Kirche nach dem Bonner Grundgesetz* (1951), St. Abh. S. 411 (414).

¹⁶) R. Smend, *Staat und Kirche*, S. 411, 417; vgl. auch H. Ridder, *Kirche und Staat in Deutschland*, in *Staatslexikon* 6, Bd. 4 (1959), S. 1020 ff., und K. Hesse, *Die Entwicklung des Staatskirchenrechts seit 1945*, in: *JöR NF* 10 (1961), S. 23 ff.

gedeutet habe¹⁷⁾. Die Einsicht in die Bewegungsenergien der neuen industriellen Welt und die von ihr drohende Aufzehrung der religiösen Substanz hat die Hellsichtigen unter den katholischen Geistlichen und Laien schon bald nach 1848 veranlaßt, sich vom Denkschema eines starren Gegenübers von Staat und Kirche zu lösen und statt auf institutionelle Abgrenzungen und staatliche Verbürgungen stärker auf eine gesellschaftlich-soziale Aktivität der Kirche zu dringen. Jahrhundertlang war das Problem Staat und Kirche vor allem ein Rechtsproblem gewesen, zu dessen Bewältigung das Instrument des Konkordats bereitstand. Jetzt, im demokratischen Zeitalter, wurde es ein soziales Problem. Die Erneuerung der katholischen Soziallehre in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wird gerade unter diesem Gesichtspunkt in ihrer Bedeutung klar: sie diene nicht nur als Norm, nach welcher der Christ unter den Bedingungen des industriellen Zeitalters ein christliches Leben führen sollte; sie war zugleich ein Versuch, die Kirche „aus ihrer sozialen Standortlosigkeit innerhalb der modernen Industriegesellschaft herauszuführen“¹⁸⁾. Und dieser Aufgabe – der gegenüber konkordatäre Lösungen jetzt in die zweite Linie rückten – dienten in gleicher Weise die zahlreichen sozialen Aktivitäten und Experimente, in denen sich vor allem das katholische Frankreich seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verzehrt hat. Überall ein Hinabsteigen in die weitverzweigten Bereiche der Gesellschaft, ein Streben nach Spezialisierung des Apostolats, ein missionarisches Sichkümmern um einzelne wie Gruppen, kurz: Mönchsarbeit anstelle der traditionellen Seelsorge in festen Institutionen. Der Staat leistet hier nur eine Rahmengarantie, das Politische ist Nebensache; die aktivste Laienkirche des heutigen Europa, die französische, hat zugleich die schwächste christlich-demokratische Partei.

Die lehramtliche Fixierung des mit der Demokratisierung gegebenen Verhältnisses von Kirche und Staat, die mit dem Namen Leo XIII. verbunden ist, hält zwischen diesen beiden Haupttendenzen des modernen Katholizismus, der politisch sichernden und der sozial vorstoßenden, eine genaue Mitte¹⁹⁾. Auf der einen Seite wird in den politischen Lehrschreiben, besonders in „*Humanum genus*“, „*Libertas*“, „*Immortale Dei*“, der pseudoreligiöse Messianismus der jakobinischen Demokratie mit seinen Übergriffen in die kirchliche Autonomie scharf abgelehnt. Der Staat ist ein weltliches Ding und muß weltlich bleiben. *Civitas non est dux ad*

¹⁷⁾ Die Literatur zur katholischen Sozialbewegung ist unüberschbar, wenngleich größere Zusammenfassungen speziell für Deutschland noch fehlen; zu nennen sind (außer dem schon genannten *Church and Society*) für Frankreich: J. B. Duroselle, *Les débuts du catholicisme social en France 1822–1870* (1951) und H. Rollet, *L'action sociale des catholiques en France 1871–1901* (1947); für Deutschland: E. Ritter, *Die katholisch-soziale Bewegung Deutschlands im 19. Jahrhundert und der Volksverein* (1954).

¹⁸⁾ So Cl. Bauer, *Bild der Kirche – Abbild der Gesellschaft* (1956), jetzt in: *Deutscher Katholizismus* (1964), S. 9ff.

¹⁹⁾ Vgl. zum folgenden J. C. Murray, *Contemporary orientations of Catholic Thought on Church and State in the light of History*, *Theological Studies* 10 (1949), S. 177ff.; Leo XIII. *On Church and State*, Th. St. 14 (1953), S. 1ff.

coelestia. Auf der anderen Seite wird aber die dadurch nahegelegte Anlehnung an eine liberale Staatsauffassung wieder eingeschränkt durch den Hinweis auf die wichtigen Funktionen des Staates als Hüter und Regler der sozialen Ordnung, so etwa, wenn in „*Rerum Novarum*“ die Beteiligung des Staates bei der gerechten Verteilung der Güter und der Sicherung der Arbeitsmöglichkeiten gefordert und andererseits das Koalitionsrecht als Naturrecht proklamiert wird.

Die Äußerungen Leos zu Politik und Soziallehre bewegen sich konsequent in zwei Richtungen: einmal betonen sie, anknüpfend an die erneuerte thomistische Staatslehre, die sittliche Indifferenz der aristotelischen „guten Staatsformen“, unter denen jetzt die Demokratie ausdrücklich genannt wird, und öffnen damit den Weg zu einer Legitimierung der modernen Revolutionen; es ist charakteristisch, daß Leo XIII., entsprechend dem Fortschritt der allgemeinen Anerkennung der demokratischen Verfassungsformen, 1892 den französischen Katholiken den Rat geben konnte, die Republik anzuerkennen, nachdem er den großen kirchlichen Verjährungstermin, die 100 Jahre seit der Absetzung des französischen Königs durch die Legislativversammlung, abgewartet hatte²⁰). Auf der anderen Seite erneuerte Leo XIII., in einer dem modernen verfassungsstaatlichen Verständnis der Demokratie durchaus adäquaten Weise, die alte Lehre von den in sich selbständigen, aber aufeinander verweisenden und angewiesenen Gewalten Staat und Kirche und ihrer „*ordinata colligatio*“²¹). Hier ist, über die bloße Indifferenz-Thematik hinaus, einer möglichen neuen und positiven Beziehung von Christ und Bürger (im demokratischen Sinn) der Weg gebahnt – wie im übrigen auch die sozialen Lehrschreiben Leos – ein deutliches *Novum* – nicht mehr an den Monarchen als Träger öffentlicher Verantwortung in einer christlichen Gesellschaft adressiert sind, sondern in erster Linie an den neuen demokratischen Souverän, den *civis christianus*, der durch sein Gewissen an die Erfüllung seiner Pflichten im öffentlichen Leben gebunden werden soll.

Über diese sorgfältig formulierten Positionen ist Leo XIII. freilich nicht hinausgegangen. Vor allem hat er peinlich alles vermieden, was als eine positive Stellungnahme für die moderne Demokratie und als Illoyalität gegenüber den Regierungen des mehrheitlich noch monarchischen Europa gedeutet werden könnte. Das zeigt sich deutlich an seiner Haltung gegenüber dem Begriff der christlichen Demokratie²²). Nach 1891 waren in Frankreich, Belgien und Italien Bewegungen unter diesem Namen entstanden, von denen die französische um die Jahrhundertwende den Weg in die Politik beschritt – übrigens unter Berufung auf Leos XIII. Sozialenzykliken. Der Papst hat diese Politisierung der katholischen sozialen Bewegung unter der Flagge der christlichen Demokratie in einer Enzyklika „*Graves*

²⁰) In der Enzyklika „*Au milieu des Sollicitudes*“ (1892), *Acta Leonis XIII*, vgl. V. p. 36 sqq.

²¹) Vor allem in den Enzykliken *Humanum genus* (1884), *Immortale Dei* (1885), *Libertas* (1888).

²²) Ausführliche Darstellung unten Anm. 31.

de communi“ (1901)²³⁾ ausdrücklich zurückgewiesen: „Zwar bezeichnet Demokratie nach dem Sinne des Wortes und dem Gebrauch der Philosophie die Volksherrschaft, heute aber muß man das Wort so fassen, daß ihm keinerlei politischer Begriff unterlegt wird und es nichts anderes bedeutet als diese wohltätige christliche Bewegung zugunsten des Volkes“²⁴⁾. Damit ist das Politische, das ja unzweifelhaft im Begriff christliche Demokratie steckt – wie der Papst auch zugibt –, abgewehrt, die Verbindung des Begriffs mit den konstitutionellen Streitfragen der französischen Politik gelöst, das Ganze gewissermaßen auf die naturrechtliche Frontlinie des Sozialen, auf eine „actio benefica in populum“ zurückgenommen – ein letztes Zögern und An-sich-Halten der Kirche vor dem unheimlichen Andringen der Übermacht der modernen demokratischen Bewegung.

Doch war diese Konzeption einer entpolitisierten, vom Politischen gleichsam absehenden Sozialbewegung nur so lange zu halten, wie die Demokratie als politische Form noch in der Minderheit gegenüber anderen Formen war. Die seit dem Ende des ersten Weltkriegs eingetretene neue Situation, der generelle Übergang zur politischen Demokratie und die ihm folgende gesellschaftlich-ökonomische „Fundamentaldemokratisierung“ hat den politischen Horizont, auf dem die Enzykliken Leos XIII. stehen, von Grund auf verwandelt. In diesem Sinn haben die Päpste nach Leo XIII., vor allem Pius XI., Pius XII. und Johannes XXIII. versucht, die Lehren Leos XIII. aus der Umhüllung taktischer Rücksichten und zeitgebundener Formulierungen zu lösen und auf diese Weise zu der inzwischen allein herrschend gewordenen Demokratie des 20. Jahrhunderts „ein der Kirche wesensgemäßes, das heißt aber: ein theologisches Verhältnis“²⁵⁾ zu entwickeln. Das bedeutet keine Abkehr von der durch Leo XIII. erneuerten thomistischen Lehre von der Indifferenz der Staatsformen, die nach wie vor ihr Recht behält. Wohl aber bedeutet es, daß die Indifferenzthematik, wie sie um die Jahrhundertwende im Vordergrund stand, heute in gewisser Weise zu einem akademischen Problem geworden ist. Denn in einer gesellschaftlichen Situation wie der unsrigen, in der ohne die demokratische Herrschaftsform Freiheit und Würde des Menschen auf keinen Fall mehr gewährleistet werden können, ist die Diskussion darüber, ob es nicht auch andere legitime Herrschaftsformen gibt, in denen die Grundsätze der katholischen Sozialethik sich entfalten können, zumindest zweitrangig geworden. Wohl aber muß der Gedanke, wie die Demokratie beschaffen sein müsse, damit sie die Güter der Freiheit und Menschenwürde wirksam sichert und nicht in ihr Gegenteil verfälscht, alle Aufmerksamkeit der Christen beanspruchen²⁶⁾.

²³⁾ AAS vol. XXXIII (1900/01), p. 385 sqq.

²⁴⁾ loc. cit. p. 386 sq. (Die gesellschaftlichen Rundschreiben Leos XIII., übersetzt von Karl Lugmaier, Wien 1930).

²⁵⁾ So O. Köhler, *Der christliche Sonntag*, 24. 4. 1960, S. 136.

²⁶⁾ Vgl. hierzu F. Kardinal König, *Kirche, Staat, Gesellschaft*. Die Funktion der Kirche für das Gemeinwesen von heute, in: *Wort und Wahrheit*, Febr. 1961, 91 ff., F. König und F. M. Schmölz, *Die Kirche als politischer Faktor*, in: *Forum Jg.* 10 (1963), S. 399 ff.

Es steht mit dieser beschriebenen Veränderung der Lage im Einklang, wenn Papst Pius XII. in seiner Weihnachtsansprache von 1944 – der ersten offiziellen päpstlichen Äußerung über die Demokratie seit Leo XIII. – in seine Ausführungen ganz selbstverständlich auch den politischen Bereich mit einbezogen hat, und zwar nicht nur seine innerstaatliche, sondern auch seine zwischen- und überstaatliche Seite. Ohne auf die Frage der äußeren Organisation der Demokratie näher einzugehen, stellt der Papst bestimmte sittliche Grundregeln für die Bürger in einer Demokratie und für die Inhaber der öffentlichen Gewalt auf, die erfüllt sein müssen, wenn diese Regierungsform ihrem Zweck, Freiheit und Menschenwürde zu sichern, gerecht werden soll²⁷⁾. Der Sinn dieser Erweiterung ist klar: nachdem aus der latenten Demokratie einer verstärkten Verpflichtung zur Sorge für die „proletarii“ (jedoch innerhalb monarchischer und aristokratischer Ordnungen) die offene Demokratie einer alle Schichten des Volkes erfassenden Herrschaftsordnung geworden ist, kann sich die Aufgabe einer katholischen, einer christlichen Zuwendung zur Demokratie nicht mehr allein in der sozialen Obsorge für die an der Herrschaftsordnung nicht beteiligten niederen Stände erschöpfen. Vielmehr muß das Denken und Trachten der Christen sich jetzt auf die ganze Breite des sozialen und staatlichen Lebens richten, in der sich die demokratische Ordnung realisiert. So gelten die Mahnungen des Papstes ebensosehr für das allgemeine soziale wie speziell für das politische Leben, sie sind nicht nur ein Beitrag zur Lösung der sozialen Fragen (der stets nötig bleibt), sondern auch ein Beitrag zum Aufbau einer gerechten politischen Ordnung, ein Dienst an der Welt, „die sich nach besseren und vollkommeneren Formen der Demokratie sehnt“²⁸⁾.

Diese Linie setzt sich fort in der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute des Zweiten Vatikanischen Konzils. Hier wird – zum erstenmal in einem kirchlichen Dokument – festgestellt, daß die verfassungsstaatliche und demokratische Bewegung aus einem „lebendigeren Bewußtsein der menschlichen Würde“ erwächst; daß sich hieraus mit Folgerichtigkeit die Forderung ergibt, „eine neue, rechtlich-politische Ordnung zu schaffen, in der die Rechte der menschlichen Person im öffentlichen Leben besser geschützt sind, so etwa das Recht auf Versammlungs-, Vereinigungs- und Meinungsfreiheit und das Recht auf privates und öffentliches Bekenntnis der Religion“. Ja, der Schutz dieser personalen Rechte wird als notwendige Voraussetzung dafür bezeichnet, daß „die Bürger einzeln oder organisiert am öffentlichen Leben und an der Leitung des Staates tätig Anteil nehmen“ – ein Ja zum modernen Verfassungsstaat und der Tradition der Menschenrechte, das um so bemerkenswerter ist, als viele Beobachter aus den päpstlichen Äußerungen vor allem des 19. Jahrhunderts eher den gegen-

²⁷⁾ Pius XII., *Radiomessaggio natalizio ai popoli del mondo intero*, *Discorsi* 6 (1944–45) (1945), S. 235 ff.

²⁸⁾ A. a. O. S. 249.

teiligen Eindruck gewinnen konnten, die Staatsautorität werde hier gegen die Ansprüche der Bürger auf Freiheit und Teilhabe an den Staatsgeschäften gestellt.

Ein Fortschritt in der Auffassung der modernen Gesellschaft liegt aber besonders darin, daß die Entwicklung zur Demokratie nicht mehr einseitig, wie bisher, als „Aufstieg der Massen“, als ein rein quantitativer Prozeß gesehen wird, sondern zugleich als ein Vorgang der Differenzierung. Als Beispiele werden u. a. die Achtung vor Minderheiten und der Respekt vor Menschen anderer Meinung oder Religion angeführt, Haltungen, die eine Voraussetzung wirklicher Demokratie in einem entwickelten Kulturvolk bilden. Ohne den Gedanken weiter zu vertiefen, deutet der Konzilstext an dieser Stelle einen Zusammenhang an zwischen den Rechten der Person, die in der modernen Ordnung staatlichen Schutz genießen, und der Zuwendung des Bürgers zum Staat, seiner notwendigen Verpflichtung und Verantwortung für das Ganze. Und es ist bemerkenswert, daß der totalitäre Staat ebenso abgelehnt wird, weil er ein Feind der religiösen wie auch der bürgerlichen Freiheit ist. In diesen Sätzen hat zweifellos die moderne Erfahrung mit den totalitären Bewegungen ihren Niederschlag gefunden, durch die die Kirche über die alte Haltung der Neutralität, der Distanz und Fremdheit zum Politischen in seiner demokratischen Form hinausgewachsen ist und die Bedeutung politischer Ordnungsformen für das religiöse Leben erneut einsah und schätzenlernte.

III

Damit kommen wir nochmals auf die eingangs gestellte Frage nach dem prinzipiellen Verhältnis von Kirche und Demokratie zurück. Hat die Tatsache des schrittweisen Eingehens der Kirche auf den demokratischen Verfassungsstaat – so können wir diese Frage formulieren – nur eine pragmatische Bedeutung oder reicht sie tiefer? Ist die Demokratie für den Christen, insbesondere den Katholiken, heute einfach *factum brutum*, vorgegebener Erfahrungs- und Lebenshorizont, oder liegt in dem „Fortschritt zur Gleichheit“, der die neuere Geschichte mit unaufhaltsamer Macht bestimmt, so etwas wie – mit Tocqueville zu sprechen – ein „*fait providentiel*“, das nicht nur von außen auf die Kirche wirkt – etwa als Zwang zur Entwicklung neuer seelsorglicher Formen –, sondern ihre geschichtliche Gestalt selbst mitbestimmt und formt?

Damit ist der innerste, der intimste Aspekt des Verhältnisses von Kirche und Demokratie, der innerkirchliche berührt. Es scheint ausgemacht und unter Freund und Feind gemeine Meinung, daß das Demokratische bisher außerhalb der Kirche stand, an den Toren der Kirche haltgemacht hat; allenfalls bequemt man sich zu der Feststellung, daß die hierarchische Struktur der Kirche der Anerkennung des demokratischen Verfassungsstaates „nicht im Wege zu stehen“ brauche.

Und die Geschichte des Verhältnisses von Kirche und Demokratie, auf die wir eingangs zurückgeblickt haben, scheint in der Tat zu bestätigen, daß es eine positive, ins Innere der Kirche reichende Beziehung von Kirche und moderner Demokratie nicht gibt²⁹). Zwar ist die Einwirkung der Kirche auf den demokratischen Verfassungsstaat keineswegs nur retardierender und domestizierender Art gewesen, wie es vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung scheinen könnte. Indem die Kirche ihr Recht (und dabei zugleich das der vordemokratischen Körperschaften) gegenüber einer schrankenlosen Volkssouveränität verteidigte, indem sie die Freiheit nicht abstrakt, sondern innerhalb des Gefüges menschlicher Sozialverhältnisse und in Wechselbeziehung zu mitmenschlichen Bindungen sehen lernte, indem sie den Utopien der Herrschaftslosigkeit und einer in freier Interessenkonkurrenz automatisch sich ergebenden sozialen Harmonie aus der Tiefe ihrer geschichtlichen Erfahrung und ihres strengen Wissens von der gestörten Natur des Menschen widersprach, hat sie auch dazu beigetragen, die Demokratie ihres utopischen Charakters zu entkleiden und sie zu einer vernünftigen, praktikablen Staatsform zu machen. Aber es scheint doch, daß sie zum innersten Bildungsgesetz der Demokratie, zur neuzeitlichen Emanzipation des Subjekts, nicht die gleiche innere Beziehung hat wie der Protestantismus, der diese Staatsform in der Neuzeit geschichtlich emporgetragen hat. Rudolf Smend hat den Gegensatz 1932 in einer Betrachtung über „Protestantismus und Demokratie“ auf die folgende Formel gebracht: „Der Katholizismus hat der deutschen Demokratie den Dienst getan, ihr aus seiner naturrechtlichen Grundhaltung zum Staat heraus in ihrem Geburtsstadium auf die Bahn der verfassungsmäßigen Konsolidierung zu helfen, und er ist seitdem eine der stärksten und zuverlässigsten Stützen dieser Konsolidierung. Er hat ihr nicht geben können das Maß geistiger Homogenität, das die Voraussetzung einer innerlich angeeigneten Demokratie in einem entwickelten Kulturvolke ist, und ebensowenig die letzte Legitimität, die auch eine demokratische Verfassung in ihrer Weise bedarf³⁰).“ Smend erwartete diese Hilfe seinerseits vom Protestantismus, dem er ein produktives Verhältnis zur individualistischen, demokratischen Emanzipation zuschrieb. Es ist jedoch die Frage, ob sich der Protestantismus seit seinem erneuten Politischwerden in und gegenüber dem Dritten Reich heute nicht im Gegenteil stärker nach der Seite naturrechtlicher institutioneller Fragestellung hinbewegt hat – es sei etwa an den wichtigen Beitrag, den Karl Barth in seiner Dogmatik, besonders in den Bänden der Schöpfungslehre, hierzu geleistet hat, erinnert –, während die Frage situationsethischer Beziehung allgemeiner Prinzipien auf den Augenblick, das Problem des Konkreten und der je historischen Konkretisierung überraschenderweise heute zu einem Zentralthema der

²⁹) So im Ergebnis auch E. W. Böckenförde, *Das Ethos der modernen Demokratie und die Kirche*, Hochland 50 (1957/58), S. 7ff., wobei jedoch für den von B. gezeichneten Typus der Demokratie die oben entwickelten Einschränkungen gelten.

³⁰) R. Smend, *Protestantismus und Demokratie* (1928), jetzt in: *Staatsrechtliche Abhandlungen* S. 297 (308).

neueren katholischen Theologie und Philosophie geworden ist, nachdem man sich hier jahrzehntelang – noch in der Diskussion der Weimarer Zeit – allein im Prinzipiellen bewegt hat.

Mit dieser letzten Bemerkung möchte ich zum Abschluß wenigstens eine Zukunftsperspektive unseres Themas andeuten. Wenn sich heute im katholischen Bereich allenthalben etwas bemerkbar macht, was man als eine Rückholung und Anverwandlung außerhalb der katholischen Konfession, oft auch außerhalb der Kirche entwickelter religiöser, geistiger und institutioneller Formen bezeichnen kann, so wird diese Rückholung, diese verstehende Beschäftigung eines Tages ineins mit dem religiösen Geist des Protestantismus gewiß auch seiner weltlichen, säkularen Wirkungen ansichtig werden³¹). Damit aber rückt auch die moderne Demokratie in den theologischen Gesichtskreis der katholischen Kirche, und zwar nicht nur – das ist zu betonen – als profaner Annex, als säkularisierte Begleiterscheinung der protestantischen Religion; vielmehr als etwas, das, wie der Protestantismus selbst, seine alten Zusammenhänge mit der Mutterkirche hat und auch heute noch, gerade in den angelsächsischen Ländern, ein großes mittelalterliches Erbe in der Gegenwart darstellt. Ist es unzulässig, in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß der Gedanke der Repräsentation, der die angelsächsische Demokratie von der Rousseauschen Utopie geschichtlich scheidet, seinen Ursprung im mittelalterlichen Kirchenrecht hat und auf die Konzilien, jene „*repraesentatio totius nominis Christiani*“, wie Tertullian sie erstmals genannt hat, zurückweist³²)? Ist es nicht ein höchst aktueller Gesichtspunkt, wenn man sich heute wieder der Parallelität des Ständewesens und der konziliaren Bewegung im Spätmittelalter, der Parallelität kirchlicher und politischer Freiheitsbewegung im Mittelalter entsinnt, die etwa noch einem Nikolaus von Cues im dritten Buch der „*Concordantia catholica*“ den deutschen Reichstag als weltliches Seitenstück der Konzilien erscheinen ließ? Nicht zu reden von dem Potential demokratischer Theorie, das in den kirchlichen Volkssouveränitäts- und Volksrechtslehren des ausgehenden Mittelalters, bei Suarez und Vitoria, bis heute unentfaltet verborgen liegt, und vom faktischen Reichtum und der sozialen Buntheit einer Kirche, die infolge der ständischen Differenzierung noch nicht zum farblosen Grau in Grau der nüchternen kirchenrechtlichen Scheidung in Volk und Klerus eingeschrumpft war. Ob solches Erinnern freilich nur Historie bleibt oder neues geschichtliches

³¹) Mit Recht bemerkt H. Dombois: „Die Bewohner der verschiedenen, nacheinander aufgestockten Geschosse der abendländischen Kirche, vom römischen Katholizismus im Erdgeschoß und Souterrain über die Lutheraner im Mittelgeschoß bis zu den Calvinisten weit vom Boden entfernt unter dem rationalistischen Flachdach der Moderne, bilden unter dem universalen Gesichtspunkt der Kirchengeschichte für jeden Blick, der sich ihnen einmal gegenüberstellt, weit mehr Einheit, als sie selber meinen.“ *Geschichtliche Kirchenspaltung und Einheitsproblematik*, in: Roesle-Cullmann, *Begegnung der Christen* (Festschrift O. Karrer, 1959), S. 391 ff. (397).

³²) Tertullian, *De ieiunio* 13.

Leben gewinnt, läßt sich heute noch nicht sagen. Das Problem der innerkirchlichen Demokratie (in der wohlverstandenen besonderen Bedeutung dieses Wortes), das Problem vor allem einer öffentlichen Meinung in der Kirche – sie sind auch eine Frage an das Konzil und an die nachkonziliare Zeit.

Mit alledem soll die Grenze nicht verwischt werden, die die Kirche als Gemeinschaft eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist, notwendig von allen irdisch-politischen Zielsetzungen trennt. In der Tat: die Kirche ist keine Demokratie; in der Tat: der Staat ist nicht *dux ad coelestia*. Aber es hieße doch die Tragödie von Kirche und Demokratie im 19. Jahrhundert verharmlosen, ließe der lange und harte Widerstand der Kirche gegen einen demokratischen Messianismus und Totalitarismus am Schluß auf das Happy-End eines Bundes mit einer Demokratie hinaus, deren Lebensgesetz der Relativismus ist. Vielmehr gilt es, mit aller Entschiedenheit festzustellen: nur wenn die Demokratie ganz ernst genommen wird, nur wenn dem Politischen, fernab aller klerikalistischen Versuchung, der zustehende Lebensraum gelassen wird, wird die Kirche ihrer Verantwortung für die politische Ordnung gerecht werden können; und nur dann wird sich innerhalb der demokratischen Institutionen ein Sinn für den nicht machtmäßig begründeten, sondern göttlich gestifteten Auftrag und das mit ihm verbundene Lebensrecht der Kirche entwickeln können. Nur dann kann aber auch jene stets bedrohte Einheit von politischem und religiösem Lebensvollzug verwirklicht werden, die nicht das Ergebnis von Konkordaten, sondern die Frucht christlicher Geduld und Klugheit ist, jene Einheit, in der der einzelne zugleich Bürger und Christ sein kann – *civis idem et christianus*.

Martin Sicherl

Nürnberg und der griechische Humanismus in Deutschland¹⁾

Wir sind in einem Hause versammelt, das den Namen von Charitas Pirckheimer trägt, der Äbtissin des St.-Klara-Klosters, an dessen Stelle dieses Haus errichtet ist. Charitas ist die Schwester eines der Männer, die in Deutschland für die Ausbreitung der griechischen Sprache und Literatur gewirkt haben, des bedeutenden Nürnberger Humanisten Willibald Pirckheimer. Mit ihm und anderen nimmt auch in Deutschland der aus Italien eingedrungene Humanismus die Wendung zum Griechischen. Ein Prozeß, der für die europäische Geistesgeschichte von weitreichenden Folgen sein sollte, nimmt seinen Anfang, die Begegnung und Auseinander-

¹⁾ Aus Raumgründen wird nur die wichtigste Literatur genannt und auf Einzelnachweise verzichtet. Zum Hauptteil des Vortrages findet sich eine ausführliche Dokumentation in meinem Buche „Johannes Cuno und die Vorlagen der Aldinen in der Bibliothek des Beatus Rhenanus“, das in Bälde in den Sitzungsberichten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften erscheint.

setzung mit dem griechischen Geist in den originalen Werken der griechischen Literatur.

Der Humanismus, der von Italien seinen Ausgang nimmt, ist zunächst lateinisch orientiert. Das erklärt sich leicht aus der nie ganz abgerissenen Tradition der römischen Literatur im Mittelalter, so sehr sich die Humanisten selbst als ihre Wiederentdecker fühlen mochten. Demgegenüber hatte der Westen im Mittelalter keine Verbindung zum Griechischen, eine Folge des Auseinanderfalls der beiden Reichshälften in der römischen Kaiserzeit und der kirchlich-politischen Entwicklung im Mittelalter. Schon in der römischen Kaiserzeit war die Kenntnis des Griechischen im Westen immer mehr zurückgegangen, um schließlich in den Stürmen der Völkerwanderung ganz unterzugehen. Die griechische Literatur kannte das Mittelalter im Westen nur durch spärliche – meist philosophische – Übersetzungen ins Lateinische und durch ihre Brechung in der römischen Literatur, etwa durch Vergil oder Ovid.

Die Wendung des Humanismus zum Griechischen vollzog sich zunächst in seinem Ursprungsland Italien²⁾ und ist darin begründet, daß mit dem Interesse an der Antike der Blick notwendig auf die zentrale Kraft der antiken Kultur gelenkt werden mußte, das Griechentum. Die Wendung zum Griechischen ist Ausdruck des für den Humanismus überhaupt bezeichnenden Zuges zu den Quellen. Begünstigt wurde die humanistische Begegnung mit dem Griechischen durch den Vormarsch der Türken gegen das Byzantinische Reich. Er zwang dieses, nach dem Westen um Hilfe vor der tödlichen Bedrohung auszuschauen, und gleichzeitig kamen die ersten Lehrer des Griechischen, oft als Flüchtlinge vor der türkischen Invasion, nach Italien. Während noch im 14. Jahrhundert die Kenntnis des Griechischen in Italien spärlich war, änderte sich dies rasch, als im Jahre 1397 der Grieche Manuel Chrysoloras seine Lehrtätigkeit in Florenz aufnahm – ein Schlüsseldatum der westlichen Geistesgeschichte (Rüdiger). Der Fall von Konstantinopel (1453) bedeutet nicht etwa den Beginn, sondern die Besiegelung der Gräzisierung des italienischen Humanismus. Hand in Hand geht die materielle Überführung der griechischen Literatur nach dem Westen in ihren Handschriften. Während sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts griechische Zentren in Rom um den Kardinal Bessarion und in Ferrara um einen Schüler des Chrysoloras, Guarino von Verona, gebildet hatten, ging die Führung des griechischen Humanismus in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an Florenz unter Marsilio Ficino über.

Gegen Ende des Jahrhunderts löste Venedig Florenz als Zentrum der griechi-

²⁾ G. Voigt, *Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus*³, Berlin 1893; O. Kluge, *Die griechischen Studien in Renaissance und Humanismus*, Zeitschr. f. d. Erziehung u. d. Unterricht 24, 1934, 1–54 (guter Überblick mit reichen Literaturangaben); H. Rüdiger, *Die Wiederentdeckung der antiken Literatur im Zeitalter der Renaissance*, in: *Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur I*, Zürich 1961, 510–80.

schen Bildung ab³⁾). Die Stadt mit ihren Besitzungen im östlichen Mittelmeer war das natürliche Einfallstor der aus dem Osten kommenden Griechen und übte als blühendes wirtschaftliches und kulturelles Zentrum eine starke Anziehungskraft aus. Sie besaß eine starke griechische Kolonie, und schon 1468 wußte der Kardinal Bessarion für seine kostbare Sammlung griechischer Handschriften, die fast das gesamte noch vorhandene Erbe der altgriechischen Literatur umfaßte, keinen besseren Platz als Venedig. Die Republik bestellte öffentliche Lehrer des Griechischen. Bald etablierten sich auch griechische Drucker, und um das Jahr 1494 wählte Aldus Manutius Venedig als den Sitz seiner berühmten Druckerei, die in den nächsten Jahrzehnten die wichtigsten griechischen Autoren herausbrachte und damit der ganzen westlichen Welt erschloß. Für die Ausbreitung der griechischen Bildung ist besonders wichtig, daß an der nahen Universität Padua schon 1463 ein griechischer Lehrstuhl eingerichtet worden war, um den sich Schüler von diesseits und jenseits der Alpen sammelten. Venedig und Padua sollten auch für Deutschland besondere Bedeutung gewinnen. Aber noch sind wir nicht so weit.

Der erste griechische Gelehrte, der den Boden Deutschlands betrat, war der schon genannte Manuel Chrysoloras, der mit seinen Schülern Poggio und Leonardo Bruni zum Konzil von Konstanz (1414–1418) kam, dort starb und in der Dominikanerkirche seine Ruhestätte fand. Wenig später erschien auf dem Konzil von Basel (1431–1437) eine griechische Gesandtschaft unter der Führung Isidors von Kiew, des späteren Cardinalis Ruthenus. Als Dolmetscher fungierte der Humanist Giovanni Aurispa aus Sizilien, der acht Jahre vorher eine Ladung von 238 Codices aus Konstantinopel nach Italien gebracht hatte. Einer der Teilnehmer am Konzil war der dalmatinische Dominikaner und spätere Kardinal Johannes Stojković von Ragusa, der zu Verhandlungen mit den Griechen nach Konstantinopel entsandt wurde und sich dabei meist theologische Handschriften besorgte. Er kehrte mit einer reichen Fracht zurück und hinterließ seine mehr als 60 griechischen Codices dem Dominikanerkloster in Basel, ein Schatz, der später für die Basler Drucker häufig die Vorlagen lieferte, so für das Neue Testament, das Erasmus 1516 bei Froben herausbrachte. Im Umgang mit diesen Männern dürfte der erste Deutsche, der über gute Griechischkenntnisse verfügte, diese erworben haben: Nikolaus von Kues⁴⁾. Auch er reiste – als Vertreter der päpstlichen Partei – nach Konstantinopel und brachte von dort ebenfalls eine Reihe griechischer Handschriften mit. Auf der Rückreise nach Ferrara, wohin das Konzil verlegt worden

³⁾ D. J. Geanakoplos, *Greek scholars in Venice. Studies in the dissemination of Greek learning from Byzantium to Western Europe*, Cambridge/Mass., 1962.

⁴⁾ Die von M. Honecker, Nikolaus von Kues und die griechische Sprache (Cusanus-Studien II), SitzBer. Heidelberg, Phil.-hist. Kl. 1937/38, 2. Abh., Heidelberg 1938, vertretene Ansicht, er habe nur über bescheidene Griechisch-Kenntnisse verfügt, läßt sich nicht aufrechterhalten; vgl. M. Sicherl, *Kritisches Verzeichnis der Londoner Handschriften aus dem Besitz des Nikolaus von Kues* (Harl. 2621, 2668, 2732, 3729, 5576, 5692), *Mitteil. u. Forschungsbeitr. d. Cusanus-Gesellsch.* 10, 1972 (im Druck).

war, in dem gleichen Schiff wie die griechische Delegation mit dem Kaiser an der Spitze, führte er auch einen Codex der Theologia Platonis des Proklos mit sich und diskutierte mit den griechischen Gelehrten. Dort, auf hoher See, kam ihm, wie er selbst berichtet, die entscheidende Erkenntnis der *Coincidentia oppositorum*.

Die Kenntnis des Griechischen wirkte sich beim Cusaner freilich nicht befruchtend auf Deutschland aus. Nikolaus wurde nach zehnjähriger intensiver kirchenpolitischer Tätigkeit in Deutschland Kardinal, Bischof von Brixen und schließlich Kurienkardinal und hat dann Deutschland nur auf Reisen wiedergesehen. Erst nach seinem Tode kam, zugleich mit seinem Herzen, seine wertvolle Bibliothek in seine Stiftung, das St.-Nikolaus-Hospital von Kues. Die Anfänge der griechischen Studien in Deutschland sind vielmehr mit dem Namen Johannes Reuchlins aus Pforzheim (1455–1522) verbunden⁵⁾. Reuchlin holte sich, wie später Erasmus, seine Kenntnis des Griechischen nicht aus Italien, sondern aus Paris, wo bereits griechische Emigranten Unterricht erteilten. Bei diesen ging Reuchlin in die Lehre, als er in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts in Paris studierte, und zwischendurch auch bei einem griechischen Wanderlehrer in Basel, wo er den Magistergrad erwarb. Schon damals hatte Reuchlin Zugang zu den Handschriften des Kardinals von Ragusa im Dominikanerkloster zu Basel und machte sich daraus Auszüge. Später unternahm er drei Reisen nach Italien. Schon auf der ersten soll der berühmte Lehrer des Griechischen in Italien, Johannes Argyropulos, von seinem Griechisch so überrascht gewesen sein, daß er ausrief: „*Graecia nostro exilio transvolavit Alpes!*“ Ohne akademischer Lehrer zu sein, war Reuchlin ständiger Anreger der griechischen Studien durch privaten Unterricht und durch seine Übersetzungen aus dem Griechischen, während er als Jurist in den Diensten seines Landesherrn Graf Eberhard im Barte von Württemberg stand. Für seine Übersetzungen lieferten ihm auch die Handschriften des Kardinals von Ragusa bei den Basler Dominikanern die Vorlagen. So übersetzte er eine Reihe kleinerer Schriften aus dem Griechischen meistens ins Lateinische, seltener ins Deutsche, je nach dem Adressaten, dem er seine Übersetzungen widmete. Es waren darunter Kirchenschriftsteller, aber auch klassische Autoren wie Homer, Demosthenes und Lukian.

Es war für die Entwicklung des Griechischen in Deutschland von besonderer Bedeutung, daß Reuchlin nach dem Tode seines Landesherrn Eberhard (1496) aus politischen Gründen Stuttgart verlassen und nach Heidelberg ins Exil gehen mußte. Dort hatte Kurfürst Philipp der Aufrichtige seit einem Jahrzehnt nach dem Vorbild der italienischen Renaissancefürsten humanistisch gebildete Männer um sich versammelt. Zu diesem Kreise gehörte vor allem Johannes von Dalberg, Kanzler der Heidelberger Universität und Bischof von Worms, ein Bahnbrecher des Hu-

⁵⁾ L. Geiger, Johannes Reuchlin. Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1871; M. Sicherl, Zwei Reuchlin-Funde aus der Pariser Nationalbibliothek, Abh. Akad. Mainz, Geistes- und Sozialw. Kl. 1963, Nr. 7.

manismus in Deutschland, der in Italien studiert hatte und in seiner Bibliothek auch griechische Handschriften besaß. Dalberg war es, der den Niederländer Rudolf Agricola (1444–1485) nach Heidelberg zog, der in Ferrara Griechisch studiert hatte. In der kurzen Zeit, die Agricola in Heidelberg bis zu seinem frühen Tode gegönnt war, wirkte er nachhaltig als Lehrer des Griechischen in privatem Kreise. Lehrkanzeln des Griechischen gab es ja noch nicht; erst 1498 wurde an der Heidelberger Universität ein Lektorat eingerichtet und an Reuchlins Bruder Dionysius vergeben. Einer der Schüler Agricolas, der „Erzhumanist“ Konrad Celtis, rief in den 90er Jahren in Heidelberg die Societas litteraria Rhenana ins Leben, einen lebensfrohen Kreis humanistischer Gelehrter, der für Geselligkeit ebenso aufgeschlossen war wie für ernstes Studium. Man feierte beim Wein und machte gemeinsame Fahrten rheinabwärts bis nach Koblenz. Bei Kreuznach lag das Kloster Sponheim, dessen Abt Johannes Trithemius von Reuchlin ins Griechische und Hebräische eingeführt worden war. Es besaß eine reiche Bibliothek, darunter auch griechische Handschriften. Zu diesem Kreise stieß Reuchlin, als er 1496 Stuttgart verlassen mußte, und wurde bald zu seinem Mittelpunkt. Alle Angehörigen des Heidelberger Kreises um Johannes Dalberg haben übersetzt, die meisten aus dem Lateinischen. Reuchlin wurde von Dalberg mit Übersetzungen aus dem Griechischen beauftragt. Er blieb dort bis zum Jahre 1499, als er wieder nach Schwaben zurückkehren konnte.

Schon der Heidelberger Kreis hatte die Impulse für das Griechische weitgehend aus Italien empfangen, wo Agricola und Dalberg studiert hatten. Aber schon vorher war das Griechische auf einem anderen Wege von dort nach Deutschland gedrungen, und zwar nach Nürnberg, das in der Folgezeit eine wichtige Rolle in den Anfängen des griechischen Humanismus in Deutschland spielen sollte. Nürnberg hatte enge wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zu Italien, und die alte Reichsstadt gehörte zu den ersten Städten Deutschlands, die sich dem Humanismus öffneten. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts gingen die Nürnberger Patriziersöhne immer mehr an italienische Universitäten, allen voran Padua, Pavia und Bologna, um Jurisprudenz und Medizin zu studieren. An den italienischen hohen Schulen wurden sie nicht nur mit der humanistischen Bildung im ganzen vertraut, von dort brachten einige auch schon die Kenntnis des Griechischen mit. So war im Jahre 1463 der Nürnberger Hartmann Schedel, wie vorher sein Vetter Hermann Schedel an die Universität Pavia gegangen, um Medizin zu studieren, aber auch, um seinen humanistischen Interessen zu leben, die schon während seines Studiums in Leipzig in ihm erwacht waren. In jenem Jahre wurde in Padua gerade ein Lehrstuhl des Griechischen eingerichtet. Erster Inhaber war der Grieche Demetrios Chalkondyles aus Athen (1463–1471). Hartmann zählte zu seinen Schülern. Seit 1484 wirkte er in seiner Vaterstadt als Arzt. Seinem Interesse am Griechischen war er, wie die Zusammensetzung seiner Bibliothek lehrt, treu geblieben.

Ein anderer Sproß einer Nürnberger Patrizierfamilie, Johannes Löffelholz, ging wenig später als Hartmann Schedel ebenfalls nach Padua (1465), um Jura zu studieren. Auch er widmete sich dort nebenher den studia humaniora und brachte ebenfalls die Kenntnis des Griechischen mit nach Nürnberg. Es existieren noch zwei griechische Handschriften, die er kopiert hat, eine Batrachomyomachie aus dem Jahre 1467 und eine Briefsammlung (Phalaris und drei Briefe des Philippos, Alexander und Aristoteles aus Gellius), vollendet in Pavia am 25. September 1470. Letztere ging in den Besitz von Willibald Pirckheimer über und befindet sich heute in London.

Willibald Pirckheimer gehört bereits der dritten Generation humanistisch gebildeter Söhne dieser Familie an. Sein Großvater Hans (†1492) hatte um 1450 an den Universitäten Perugia, Bologna und Padua die Rechte studiert und gehört in die vorderste Reihe des deutschen Frühhumanismus. Sein Vater, Johannes Pirckheimer, war ebenfalls in Padua Student der Rechte und hat dort 1465 den Doktorgrad erworben. Seine Studienfreunde waren u. a. Hartmann Schedel und Johann Löffelholz, sein späterer Schwager, und wie diese holte er sich von dort eine gründliche humanistische Bildung; auch des Griechischen war er kundig wie schon sein Oheim Franz, der es in Padua am Ende der 50er Jahre betrieben hatte. In seiner Vaterstadt förderte er den Humanismus. Willibald selbst lernte das Griechische wiederum als Jurastudent in Padua zu Beginn der 90er Jahre. Sein Lehrer war der zweite Nachfolger des Demetrios Chalkondyles und unmittelbarer Vorgänger des Markos Musuros auf dem Lehrstuhl, Laurentius Camers.

Auch Auswärtige mögen in Nürnberg zum Studium des Griechischen angeregt haben. Im Jahre 1471 nahm Regiomontanus (Johannes Müller aus Königsberg in Franken) seinen Wohnsitz in der Reichsstadt. Dieser berühmte Mathematiker und Astronom hatte sich in den 60er Jahren in Italien aufgehalten und in Rom im Hause Bessarions das Griechische so gründlich erlernt, daß er dem Georgios von Trapezunt Fehler in der Übersetzung von Ptolemaios' Almagest und seines Kommentators Theon nachweisen konnte. Er hat griechische Handschriften gesammelt und auch selbst abgeschrieben. Wenn auch Regiomontanus nur verhältnismäßig kurz (1471–75) in Nürnberg lebte und eine verschlossene Natur war, so werden von ihm doch Impulse für das Griechische ausgegangen sein.

Enthusiastisch wurde von dem Nürnberger Humanistenkreis um Hartmann Schedel der „Erzhumanist“ Conrad Celtis empfangen, als er die Stadt im Jahre 1487 erstmals betrat, um sich zum Dichter krönen zu lassen; im Jahre 1491 kehrte er wieder und in den folgenden Jahren noch öfter. Schon in diese frühe Zeit des Celtis fällt die Freundschaft mit einem bedeutenden Nürnberger Humanisten, dem Arzt Hieronymus Münzer. Ihm widmete er seine auf den Nürnberger Festakt bezüglichen Gedichte und erwartete dafür griechische Bücher als Gegengabe. Später, als

in Nürnberg eine Dichterschule gegründet wurde (1495), sollte Celtis ihr Leiter werden, was freilich nicht glückte.

Der Nürnberger Humanismus jener Zeit hat auch vor den Pforten der Klöster nicht haltgemacht, wenn wir auch wenig Konkretes darüber wissen. Hier ist das Augustinerkloster St. Egidien zu nennen, zu dem gerade die feinsinnigsten Nürnberger Familien Beziehungen unterhielten. Es wurde ebenso wie das Predigerkloster von Hermann Schedel testamentarisch mit Büchern bedacht. Besonders ist die Kartause unter ihrem Abt Georg Pirckheimer zu erwähnen, der eng mit dem Kreise um die Humanisten Celtis, Schreyer, Löffelholz und Peter Danhauser verbunden war. Auch das Zisterzienserkloster Heilsbronn bei Nürnberg war eine Pflegestätte des Humanismus; seine Mönche studierten in dieser Zeit in Heidelberg, der Hochburg des Humanismus unter dem Kurfürsten Philipp (1476–1508).

Auf diesem geistigen Hintergrund ist der Werdegang eines anderen Nürnbergers zu verstehen, der sein Leben ganz dem Griechischen gewidmet hat und zu einem der wichtigsten unter den frühesten Gräzisten Deutschlands wurde, obwohl er nie in das Rampenlicht der großen Welt getreten ist: der Dominikaner Johannes Cuno. Nachdem ihn in den 30er Jahren Herbert Meyer und Emil Reicke der Vergessenheit entrissen hatten, habe ich in den letzten Jahren seinen Nachlaß in Schlettstadt, London, Cambridge, Paris und an der Harvard-Universität studiert, der uns in die Lage versetzt, seine Bedeutung für den griechischen Humanismus in Deutschland besser zu würdigen.

Johannes Cuno ist zu Beginn der 60er Jahre des 15. Jahrhunderts in Nürnberg geboren. Wir wissen nicht, wer ihm die ersten Kenntnisse der griechischen Sprache vermittelt hat, aber wir haben Grund zu der Annahme, daß er zu Beginn der 90er Jahre mit Willibald Pirckheimer, der damals in Padua Griechisch lernte, griechische Studien betrieben hat. Um die Jahrhundertwende finden wir ihn – sicher nicht zufällig – im Heidelberger Raum in engen Beziehungen zu dem Heidelberger Humanistenkreis, besonders zu Reuchlin. Mit seinem Freund Jodok Gallus aus Ruffach im Elsaß, der in den Jahren 1498–1506 Domprediger in Worms war, ist er Schüler Reuchlins im Griechischen gewesen. Als Reuchlin 1499 Heidelberg wieder verlassen hatte, dauerten die freundschaftlichen Beziehungen an. Die beiden Freunde erhalten von Reuchlin aus Stuttgart griechische Bücher und senden ihm dafür einen prächtigen Rheinsalm, den Vigilius, in dessen Heidelberger Haus die Mitglieder der *sodalitas litteraria Rhenana* manche Nacht disputiert und gezecht hatten, eingepökelt und geräuchert hatte. Aus einem gedruckten Sammelband der Nürnberger Stadtbibliothek aus dem Besitze Cunos (Theol. 1129.2°) geht hervor, daß er zwei Jahre später (1501) im Dominikanerkloster Liebenau bei Worms als Lehrer tätig war.

Spätestens drei Jahre später muß Cuno den Entschluß gefaßt haben, nach Italien

zu gehen, um seine Griechischkenntnisse zu vervollkommen. Er bleibt dort mehr als sechs Jahre, von 1504 bis gegen Ende 1510. Über das Motiv seiner Reise sagt er selbst, daß man ohne das Griechische auch die lateinische Literatur und die *litterae sacrae* nur unvollkommen verstehen könne, da aus dieser Quelle alles geflossen sei. Sein Weg führte ihn nach Venedig, wo er Mitarbeiter des Aldus Manutius wurde. Gleichzeitig hörte er bei dem berühmten italienischen Gräzisten Scipione Fortiguerra aus Pistoia, der sich Carteromachus nannte und gerade damals den Lehrstuhl für griechische Literatur in Venedig erhalten hatte, wo er über Demosthenes las.

Die Mitarbeit bei dem Drucker Aldus Manutius ist insofern von besonderer Bedeutung, als Cuno auf diesem Wege zu den handschriftlichen Verlagen einer ganzen Reihe griechischer Editiones principes kam und diese vor dem Untergang gerettet hat. Es sind, zusammen mit lateinischen Handschriften, die einzigen erhalten gebliebenen Vorlagen von Inkunabeln, nämlich der Ausgaben des Aristoteles, Theophrast, Aristophanes und der Briefe des Philostrat, zu denen noch die Vorlage der byzantinischen Trias in der Euripidesausgabe von 1503 kommt. Sie fanden sich, leider nur bruchstückhaft, im Nachlaß Cunos, gelangten mit diesem nach Schlettstadt im Elsaß und befinden sich heute zum überwiegenden Teil in Paris und an der Harvard University.

Welcher Art des näheren Cunos Tätigkeit bei Aldus gewesen ist, ist nicht mehr ersichtlich, aber wir wissen, daß dieser ihn 1505 für eine besondere Mission bei Kaiser Maximilian verwendet hat. Als sich die Situation der Druckerei des Aldus sehr verschlechtert hatte, dachte der Drucker daran, sich neue Hilfsquellen nördlich der Alpen zu erschließen. Er machte Kaiser Maximilian, einem begeisterten Anhänger des Humanismus, den Vorschlag, eine Neacademia in Deutschland zu gründen, eine Art Ritterakademie, die sein Editionsunternehmen finanziell unterstützen sollte. Cuno wurde zum Kaiser entsandt, hatte aber keinen Erfolg. Die Sache wurde für den armen Dominikaner auch persönlich eine Enttäuschung. Im Dezember 1505, nach seiner Rückkehr von der Mission, ersucht er seinen Freund Willibald Pirckheimer brieflich, an seinen Schwager, einen Nürnberger Gewürzhändler, oder an seine Schwester die Bitte weiterzuleiten, sie möchten ihm eine neue Kutte mit Kapuze schicken, da er die alte auf der Reise zum Kaiser abgetragen habe. „Ich hätte“, fügte er hinzu, „von Aldus eine Kutte verdient und hatte auch auf eine gehofft; aber er gab mir statt dessen nur ein großes griechisches Buch, das Suda-Lexikon.“

Das Verhältnis zu Aldus, vermutlich schon früher wegen dessen Knausrigkeit getrübt, war nun endgültig angeschlagen. Aus dem gleichen Brief Cunos geht hervor, daß er in Venedig nach dem Weggang des Scipio Carteromachus keinen „ausreichenden“ Lehrer des Griechischen mehr hatte und sich nach einem solchen

umsehen wollte. Den Gesuchten fand er in dem Griechen Markos Musuros, dem Inhaber des griechischen Lehrstuhls in Padua seit 1503, dessen Stern hell erstrahlte. Er war nicht nur ein berühmter und offenbar glänzender Lehrer, der Schüler aus aller Welt an sich zog, sondern auch Berater und Mitarbeiter des Aldus Manutius bei der Herausgabe der griechischen Klassiker. Eine Reihe wichtigster Ausgaben hat er besorgt; es sei nur an Aristophanes und Platon erinnert. Der Übergang zu Musuros bedeutete für Cuno einen neuen Anfang. Er begann bei ihm ein neues reguläres Studium, wie die erhaltenen Kolleghefte beweisen.

Diese ermöglichen es auch, das Lehrprogramm des Musuros mit einiger Sicherheit zu rekonstruieren. In erster Linie gehörten dazu die großen Dichter, allen voran Homer, die Tragiker Sophokles und Euripides und der Komiker Aristophanes, natürlich in der Reduzierung auf die byzantinischen Triaden oder vielmehr auf Dyaden, wie es in der spätbyzantinischen Zeit schon üblich geworden war. In einem Heft Cunos, das im Jahre 1935 der Nürnberger Stadtbibliothek vom Antiquariatshandel angeboten, aber bald darauf von der Preußischen Staatsbibliothek erworben wurde – es kommt sicher aus dem Nachlaß Pirckheimers –, stehen Übersetzungen des Aias und der Elektra des Sophokles, der Hekabe und des Orestes des Euripides und der Wolken des Aristophanes, ferner Collectaneen aus Homer und Plutarch, die ziemlich sicher auf den Vorlesungen des Musuros beruhen; nur die Wolken tragen den Vermerk, daß Cuno sie, sicher schon in Venedig, von einem anderen Mitarbeiter des Aldus, Johannes Gregoropulos, gehört habe. Die Vorlesungen des Musuros über Theokrit sind in der von ihm besorgten editio Juntina in Florenz bezeugt und werden jetzt durch ein Kollegheft Cunos in London bestätigt. Daß er auch über Pindar gelesen hat, geht aus der Abschrift eines Cunoschen Kollegheftes in Schlettstadt hervor. Die Griechische Anthologie hat Musuros ebenfalls behandelt, und wahrscheinlich sind die Übersetzungen einer größeren Anzahl von Epigrammen in Schlettstadt und Basel ein Reflex davon. Von den Prosaikern gehörten die Attizisten Lukian und Philostrat dazu, ferner ethische Schriften des Plutarch und wahrscheinlich auch die Rhetorik des Aristoteles. Die Übersetzungen geben in der Regel das Original Wort für Wort wieder, wie es die Erlernung der Sprache erforderte, die den Schülern ja erst an der Universität vermittelt wurde.

In der Paduaner Zeit versucht sich Cuno bereits selbst als Übersetzer. Ins Jahr 1507 fällt die Übertragung des 38. Briefes des hl. Basilius, eines philosophischen Traktates, unter dem Titel *De differentia usias et hypostaseos*. Im Druck erschien sie freilich erst fünf Jahre später in Straßburg.

Die Zeit, in der sich Cuno in Venedig und Padua aufhielt, fällt mit der zweiten Italienreise Dürers zusammen, und man möchte gerne annehmen, daß die beiden dort einander begegnet sind. Aber wir haben keinen Beleg, ja nicht einmal einen

Anhaltspunkt für eine solche Vermutung, obwohl es kaum denkbar ist, daß Cuno seinen um acht Jahre jüngeren, damals aber schon berühmten Landsmann, den Freund Willibald Pirckheimers, nicht gekannt habe. Vielleicht waren die Welten beider trotz ihrer Aufgeschlossenheit für den Humanismus doch zu verschieden, vielleicht war es auch der soziale Unterschied, der ihre Wege aneinander vorbeiführte. Dürer verkehrte als geehrter Künstler in den Kreisen von Gelehrten, Künstlern und Edelleuten, fühlte sich selbst als Edelmann und stellte sich als solchen dar. Cuno dagegen kommt aus kleinen Verhältnissen und lebte fern von seinem Kloster beengt, ja in materieller Not und war im Gegensatz zu dem hohen Selbstbewußtsein der meisten Humanisten persönlich sehr bescheiden; er scheint nicht leicht den Zugang zu den Großen seiner Zeit gefunden zu haben. So nimmt es auch nicht wunder, daß wir auch von einer Begegnung mit einer anderen großen Persönlichkeit nichts hören, die sich in Cunos Paduaner Zeit „des Griechischen wegen“ in Italien aufhielt und mit Aldus Manutius und Markos Musuros verkehrte: Erasmus von Rotterdam. Zum ersten Mal erwähnt Erasmus Cuno gut zwei Jahre nach dessen Tod in einem Brief an Leo X., allerdings in sehr ehrenvoller Weise. Er nennt ihn einen hervorragenden Kenner des Griechischen und einen Philologen von unermüdlicher Gründlichkeit. Das bezieht sich auf Cunos Arbeit an der Hieronymusausgabe bei Froben in Basel, die Erasmus zu Ende führte.

Die Tage Cunos in Italien waren gezählt, als die Universität Padua unter der Bedrohung der gegen Venedig heranrückenden Armeen der Liga von Cambrai im Sommer 1509 ihre Pforten schließen mußte. Musuros begab sich nach Venedig, die Studenten zerstreuten sich. Auch Cuno, der im Jahre 1509 noch mehrfach in Padua nachweisbar ist, hat offenbar damals die Universitätsstadt verlassen. Im Sommer des folgenden Jahres finden wir ihn in Ferrara, das damals stark von deutschen Studenten besucht war und wo Jahrzehnte vorher auch Rudolf Agricola studiert hatte. Indes, Cuno wollte dort offenbar seine Studien nicht mehr fortsetzen. Denn schon im Frühjahr dieses Jahres war er in Rom gewesen und hatte sich von seinem Magister ordinis, dem nachmals berühmten Kardinal Cajetan, das Privileg verschafft, sich in Deutschland sein Kloster selbst wählen und seine in Italien erworbenen Bücher bei einem Klosterwechsel mitnehmen zu dürfen. So liegt es nahe, daß er im Sommer bereits auf dem Wege nach dem Norden war und in Ferrara seine Reise nur unterbrochen hatte, erzwungenermaßen, wie aus dem entsprechenden Dokument in Schlettstadt hervorgeht. Es handelt sich um eine Kopie der Anmerkungen und Emendationen Lorenzo Vallas zum Neuen Testament von Cunos Hand, die, natürlich auf lateinisch, die Subskription trägt: „Vollendet zu Ferrara zu Beginn der Hundstage, als es wegen Schmerzen in den Füßen nicht möglich war... zu marschieren, am Tage des hl. Jakobus, in 20 Tagen.“ Wohin die Reise ging, wird aus Notizen klar, die sich ebenfalls im Nachlaß Cunos in Schlettstadt finden. Cuno pflegte unterwegs antike Inschriften abzuschreiben.

Hier folgen nun auf solche aus Rom, darunter die berühmte vom Pantheon und eine andere vom Castel S. Angelo, solche aus Mailand und dann aus Intimiano bei Como. Man sieht, Cuno will über den St. Gotthard nach Basel, wo er in der Tat noch vor Einbruch des Winters eintrifft.

Wenn Cuno von Rom nach Basel wollte, liegt Ferrara nicht gerade am Wege. Aber wir können uns noch denken, warum er den Umweg machte. Bei den erwähnten Reisenotizen findet sich nämlich ein sehr interessantes Aide-mémoire über Bücher, die er durch den Agenten der Nürnberger Künstlerfamilie Hirschvogel nach Bassano (an der Brenta auf dem Wege von Venedig nach Trient) geschickt hat, sicher bevor er sich nach Rom begab. Vielleicht lag die Absicht zugrunde, nach Nürnberg zurückzukehren, und als Cuno diese geändert hatte, mußte er seine Bücher erst aus Bassano abholen. Sie sind noch weitgehend identifizierbar, obwohl sie nur durch Kurztitel bezeichnet sind. Darunter befinden sich eindeutig auch handschriftliche Druckvorlagen von Aldinen, von denen bereits die Rede war, daneben andere, die heute als verloren gelten müssen. Die als Drucke erkenntlichen Titel sind Werke, die in der officina Aldina in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens erschienen sind, also bis zu der Zeit, als Cuno bei Aldus arbeitete. Er hat sie vermutlich von Aldus als Entlohnung erhalten und sie in seinem Reisegepäck selbst nach Basel mitgenommen.

Daß Cuno nach Basel ging, ist leicht verständlich. Abgesehen davon, daß der Prior seines Nürnberger Heimatklosters ihm nicht besonders wohlwollte – der Grund mochte Cunos Freizügigkeit gewesen sein –, zogen ihn natürlich die griechischen Handschriften des dortigen Dominikanerklosters, das Vermächtnis des Kardinals von Ragusa, an, die er bereits von früher kannte; schon 1494 hatte er sich davon einen griechischen Psalter ausgeliehen. Hinzu kam, daß Basel der Sitz berühmter Drucker war. Dort hoffte Cuno offenbar anwenden zu können, was er in Venedig und Padua gelernt hatte, die Kritik der Texte und deren Edition. Nicht umsonst sollte er der Schüler des Musuros gewesen sein, den noch Wilamowitz als das vielleicht bedeutendste emendatorische Talent bezeichnet hat, das Griechenland hervorgebracht habe.

In der Tat bezog Cuno in Basel das Kloster seiner Ordensbrüder und fertigte sich gleich einen Katalog der griechischen Handschriften aus dem Nachlaß des Ragusaners an. In der Druckerei des Johannes Amerbach wirkte er, empfohlen von Reuchlin und den elsässischen Humanisten Wimpfeling und Pellican, als Korrektor. Er half bei der Edition der Werke des hl. Hieronymus, die später Erasmus vollendete. In dieser Tätigkeit trat er seinem ehemaligen Lehrer Reuchlin an die Seite, nach den Worten des Beatus Rhenanus „ein glücklicherer Kritiker mit besserer Methode, der aus der Überlieferung alter Handschriften das Fehlende ergänzte und die Verderbnisse sorgfältig in Ordnung brachte“. Reuchlin hat

nicht ohne Bitterkeit gesehen, wie ihm sein ehemaliger Schüler den Rang ablief. Daß Cuno dem Erasmus bei der Ausgabe des Neuen Testamentes geholfen habe, ist allerdings ein alter Irrtum, der sich leicht widerlegen läßt: Erasmus kam erst nach dem Tode Cunos nach Basel.

In Cunos Baseler Zeit fallen die Übersetzung der Reden Gregors von Nazianz aus dem Griechischen ins Lateinische nach den Handschriften des Dominikanerklosters und die Überarbeitung einer mittelalterlichen Übersetzung des Nemesios von Emesa, dessen Werk *Über die Natur des Menschen* unter dem Namen Gregors von Nyssa lief, ebenfalls mit Hilfe einer griechischen Handschrift des Dominikanerklosters. Cuno löste hier ein, was der Zweck seiner Reise nach Italien war: die Gewinnung der griechischen Väter aus erster Hand. Er steht damit neben Reuchlin, dessen Interesse sich neben den klassischen Autoren ebenfalls auf die Kirchenväter richtete.

Cuno wirkte in Basel auch als Lehrer, aber er trat nicht öffentlich auf, sondern interpretierte griechische Schriftsteller in privatem Kreise. Zu diesem gehörten die Söhne Johann Amerbachs, Bruno, Bonifacius und Basilius, sowie, seit Mitte 1511, Beatus Rhenanus. Letzterer hatte im Jahre 1507 sein Studium in Paris abgeschlossen und arbeitete in der Folgezeit bei seinem Freunde, dem gelehrten Drucker Matthias Schürer, in Straßburg. Da er aber seine in Paris bei dem gleichen Lehrer wie Reuchlin erworbenen Griechischkenntnisse vervollkommen wollte, begab er sich, angezogen von dem Ruhme Cunos, nach Basel, wo er am 31. Juli 1511 eintraf. Cuno wurde für ihn nicht nur Lehrer, sondern auch Freund und Ratgeber. Ihm verdankt der Schüler des Aristotelikers Faber Stapulensis in Paris nicht nur seine Hinwendung zum Platonismus, sondern auch die strenge philologische Methode, in der Cuno, der Schüler des Musuros, selbst Reuchlin übertraf.

Von den Autoren, in denen Cuno in Basel seine Schüler unterrichtete, können wir uns durch ihre Elaborate und Kopien Cunoscher Manuskripte ein Bild machen. Hier herrschen die heidnischen vor. Mit Sicherheit gehörten dazu Aristophanes und Lukian. Am 14. Oktober 1516, also mehrere Jahre nach Cunos Tode, schreibt Bruno Amerbach an seinen Bruder Bonifacius, der damals in Freiburg *legalis peritiae candidatus* war, nachdem er acht Tage zuvor erbetene Bücher von ihm erhalten hatte: „Schicke mir durch unseren Valentin die Übertragungen des Lukian und Aristophanes, ...die ich von unserem gemeinsamen Lehrer Cuno hatte.“ Eben diese beiden Autoren, denen wir schon in den Studienheften Cunos begegnet sind und die Cuno auch ausdrücklich unter den Vorlesungsgegenständen des Musuros in Padua nennt, finden wir nun teils im griechischen Urtext, teils in lateinischen Übersetzungen unter den Autographen des Beatus Rhenanus aus seiner Basler Zeit. Darüber hinaus gibt es in Basel und Schlettstadt noch eine Reihe weiterer Übersetzungen und Erklärungen klassischer Autoren, teilweise nachweis-

lich von der Hand von Cunos Basler Schülern, die auf Vorlagen ihres Lehrers beruhen.

Die Zeit, die Cuno in Basel vergönnt war, dauerte nur wenig mehr als zwei Jahre. Schon am 28. Oktober 1512 war er krank und am 21. Februar des folgenden Jahres ist er gestorben, tief betrauert von seinem Freunde und Schüler Beatus, der ihm für sein Grab im Dominikanerkloster zu Basel die Inschrift verfaßte. In ihm war nicht nur ein für die damalige Zeit glänzender Gräzist dahingegangen, dessen Ruhm schon bei seinen Lebzeiten unter den Humanisten erstrahlte, sondern auch ein Initiator des griechischen Humanismus, dessen Strahlkraft weit über Basel hinausreichte. Das kommt besonders in dem schönen Trostbrief Michael Hummelbergs an seinen Freund Beatus Rhenanus vom 5. April 1513 zum Ausdruck. Mit Johannes Cuno habe nicht nur Beatus Rhenanus einen in beiden Sprachen – Griechisch und Latein – hervorragend gebildeten Lehrer verloren; die ganze gelehrte deutsche Welt sei verwaist und der Sonne beraubt, die mit ihren wärmenden Strahlen den bis dahin unfruchtbaren Boden Deutschlands erhellt und fruchtbar gemacht habe.

Der Nachlaß Cunos, besonders seine Handschriften, kam teils an Beatus Rhenanus, und mit dessen Bibliothek später nach seiner Vaterstadt Schlettstadt, teils an seinen Nürnberger Landsmann und Freund Willibald Pirckheimer. Pater Saffrey hat soeben einen bisher unbekannten griechischen Brief Pirckheimers an Beatus Rhenanus ans Licht gezogen, in dem von diesem Testament die Rede ist. In einem verlorenen oder verschollenen Brief hatte Beatus Rhenanus dem Nürnberger Humanisten mitgeteilt, daß dessen Freund Cuno gestorben sei, Pirckheimer Bücher vermacht habe und daß er sie abschreiben wolle. In dem neu aufgefundenen Brief gestattet Pirckheimer ihm dies mit dem Hinweis auf den alten Spruch *τὰ τῶν φίλων κοινά*. Nach getaner Arbeit solle Beatus ihm die Bücher schicken. Gegen Ende des Jahres 1513 hat Pirckheimer einen Teil von Cunos Legat erhalten, aber ein volles Jahr später hat Beatus Rhenanus noch nicht alles abgeschrieben.

Mit dem Nachlaß Cunos sind wir nach einer langen Reise, die uns über Heidelberg, Venedig und Padua nach Rom und von dort über Ferrara, Mailand und den St. Gotthard nach Basel geführt hat, wieder in Nürnberg angelangt. Wir müssen uns nun noch dem Wirken eben jenes Mannes für das Griechische in Deutschland zuwenden, dem ein Teil des Vermächtnisses Cunos galt: des Nürnberger Ratsherrn Willibald Pirckheimer, den man den größten Humanisten Deutschlands und einen der größten des Abendlands genannt hat. Jedenfalls ist er ein Propagator griechischer Bildung gewesen, wie er nur mit Reuchlin verglichen werden kann. Wir sind über sein Wirken und seine persönliche Ausstrahlung – nicht zuletzt auf Albrecht Dürer, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft ver-

band – bestens orientiert, besonders durch seinen Briefwechsel, den der frühere Nürnberger Archivdirektor Emil Reicke mustergültig bearbeitet hat⁶⁾.

Willibald Pirckheimer, dessen 500. Geburtstag Nürnberg voriges Jahr schon im Schatten des kommenden Dürerjahres im Rittersaal der Kaiserburg feierlich begangen hat, ist wie Reuchlin Jurist gewesen. Auch er stand den größten Teil seines Lebens im praktischen Leben und konnte nur in abgesparten Stunden sich seinen Studien hingeben. Aber an ihnen, und besonders an den klassischen Autoren, hing sein Herz. Schon als Student hat er auf Geheiß seines Vaters Padua, wo ihn die Humaniora mehr angezogen hatten als die Juristerei, mit Pavia vertauscht, und später bekennt er in einem Briefe: „Das Griechische werde ich auf keinen Fall aufgeben, weder wegen der Staatsgeschäfte noch aus irgendeinem anderen Grunde. Lieber will ich mich von den Geschäften zurückziehen.“ Diesem Wort ist er zeitlebens treu geblieben. Schon im Jahre 1502 schied er aus dem Rate der Stadt nach einem Zerwürfnis aus, um sich ganz seinen Büchern widmen zu können, und wenn er nach einigen Jahren wieder in den Rat zurückkehrte, so klagt er doch oft, daß er sich die Zeit für seine Studien stehlen müsse. Selbst im Schweizerkrieg führt er als Führer des Nürnberger Kontingents zum Gespött seiner Soldaten seine geliebten Bücher mit sich.

In seinem Hause auf dem Markt hatte er sich eine prächtige Bibliothek aufgebaut, in der natürlich seine geliebten Griechen einen hervorragenden Platz einnahmen. Wie Reuchlin gehört er zu den systematischen Sammlern der griechischen Drucke des Aldus Manutius. Zur Beschaffung bediente er sich der jungen Nürnberger, die in Italien studierten, seiner italienischen Studienfreunde und der Nürnberger Kaufleute, die in Venedig und Mailand ihre Niederlassungen hatten. Neuerscheinungen versetzten ihn in helles Entzücken. Im Jahre 1504 berichtet er Celtis, daß er alle in Italien überhaupt gedruckten griechischen Bücher in seinem Besitz habe. Einiges davon ist noch vorhanden, wie der von Dürer prächtig illuminierte Theokrit von 1495.

Wie Pirckheimers Haus allen Humanisten offenstand, so auch seine Bibliothek. Seine Bücher tragen auf dem von Dürer entworfenen Exlibris das Motto „Sibi et amicis“, und mit dem Hinweis auf diesen Wahlspruch beruhigt er Beatus Rhenanus wegen der verspäteten Übersendung des Nachlasses Cunos. Sein Freundeskreis ist groß. Schon im Jahre 1503 steht er mit dem um 15 Jahre älteren Reuchlin in Verbindung und ein Jahrzehnt später tritt er in Reuchlins Streit mit den Kölnern entschieden für seinen Freund ein. 1507 bemüht er sich, den von seinen Mönchen

⁶⁾ Willibald Pirckheimers Briefwechsel, hrsg. von E. Reicke, Bd. 1–2, München 1940–1956 (Humanistenbriefe 4–5). Die Edition reicht bis zum Jahre 1515. Vorreden der Übersetzungen Pirckheimers stehen in Willibaldi Pirckheimeri Opera politica, historica, philologica et epistolica coll. M. Goldast, Francoforti 1610, 230–250. Vgl. auch Willibald Pirckheimer 1470–1970. Eine Dokumentation der Stadtbibliothek Nürnberg, Nürnberg 1970; W. P. Eckert-Ch. von Imhof, Willibald Pirckheimer, Dürers Freund im Spiegel seines Lebens, seiner Werke und seiner Umwelt, Köln 1971.

abgeschobenen Abt von Sponheim, Trithemius, in Augsburg unterzubringen. Über Beatus Rhenanus kommt er mit Erasmus in Verbindung. Erasmus hatte bereits Pirckheimers erste Plutarchübersetzung gelesen und ist von dem „unvergleichlichen Manne“ begeistert, in dem sich Bildung und hohe Stellung mit einem integren und angenehmen Charakter verbinde. Allenthalben wird in Pirckheimers Briefen seine gründliche Belesenheit in den antiken Autoren sichtbar, und die Widmungsepistel seiner ersten Plutarchübersetzung an seine gebildete Schwester Charitas und deren Entwürfe sind geradezu ein Kompendium klassischer Bildung.

Neben der Vermittlung der Antike im persönlichen Verkehr liegt Pirckheimers Bedeutung für den griechischen Humanismus in seinen Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische, die sich über seine drei letzten Lebensjahrzehnte verteilen und zum großen Teil in der abgesparten Freizeit entstanden sind. Immer sind es Werke, die Pirckheimer irgendwie am Herzen liegen. Er widmet sie seinen Freunden oder hochgestellten Persönlichkeiten als Geschenk oder als Zeichen des Dankes.

Unter den kleineren Übersetzungen im mittleren Jahrzehnt dominieren die Schriften zweier Autoren, die in der Renaissance überhaupt sehr beliebt waren: Plutarchs *Moralia* und Lukian. Sie hatten schon zum Programm des Musuros in Padua gehört, Erasmus hat ihre Lektüre besonders empfohlen und aus ihnen wie viele andere Humanisten, darunter Reuchlin, Stücke übersetzt. Der moralphilosophische Zug ist für die Renaissance kennzeichnend; für sie war die Antike ja eine Lebensmacht, auf die Formung des Menschen ausgerichtet. Die Plutarchübersetzungen Pirckheimers haben häufig persönliche Anlässe. Die erste über das Thema „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein“ (*De his qui tarde a numine corripuntur*) verdankt ihr Entstehen zweifellos nicht zum wenigsten den Intrigen seiner Freunde im Nürnberger Rat. Er will sich und der Adressatin, seiner Schwester Charitas, der Äbtissin von St. Klara, zum Gleichmut in den Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens verhelfen. Aus der Diskussion über die Erlaubtheit des Zinsennehmens ist die Übersetzung der Schrift *De vitanda usura* hervorgegangen. Sie ist auf Bitten seines Augsburger Freundes, des Kanonikus Adelmann, gemacht und diesem gewidmet. Reicke vermutet wohl mit Recht, daß sie mit einer Augsburger Disputation zusammenhängt, in der der scharfe Gegner Luthers, Dr. Eck, entgegen der Stellung der Kirche für die Erlaubtheit des Zinsennehmens eingetreten ist⁷⁾. Für die Frage hatte sich Pirckheimer schon lange interessiert. Er war selbst als stiller Teilhaber an Geschäftsunternehmen beteiligt und bezog daraus 140 Gulden Zinsen.

In Lukian erkannte der Humanismus wie kaum eine andere Zeit – vielleicht von

⁷⁾ Wie mir Herr Professor C. Bauer mitteilt, wurde die Augsburger Disputation durch Pirckheimers Übersetzung ausgelöst.

der Aufklärung abgesehen – einen Geistesverwandten; Pirckheimer hat daraus eine ganze Anzahl von Stücken übersetzt. Eine dieser Übersetzungen verdankt ihr Entstehen der Aufforderung durch Kaiser Maximilian, den byzantinischen Geschichtsschreiber Zonaras zu übersetzen, dessen Werk der Kaiser in einer alten Handschrift aus Budapest erhalten hatte. Pirckheimer, dem kaiserlichen Rate, war der Schmöcker wohl zu umfangreich, als daß er ihn so nebenher hätte übersetzen können, und er schickt dafür ein halbes Jahr später die Übertragung einer Satire Lukians auf die zeitgenössische Geschichtschreibung (*De ratione scribendae historiae*); er habe sich erst mit dieser Probe prüfen wollen, ob er dem Auftrag des Kaisers gewachsen sei. Hier lesen wir auch, was ihm an Lukian besonders gefiel. Er nennt ihn einen scharfen, aber angenehmen Kritiker der Menschen, einen Spötter, der ebenso urban wie gesalzen sei, und nicht zuletzt lobt er seinen Stil, der in allem die rechte Mitte halte und viele Vorzüge in sich vereinige. An anderer Stelle nennt er ihn einen Satiriker und scharfen Kritiker des menschlichen Lebens, der uns die Eitelkeiten der Menschen so vor Augen stellt, daß er uns durch den Spott unterhält und uns dabei auch vortrefflich ermahnt. Man sieht, wie der Humanist neben das Moment des Unterhaltsamen (*dulce*) das Nützliche (*utile*) der moralischen Besserung stellt, ein Moment, das dem Spötter Lukian ziemlich fernelegen haben dürfte.

In die gleiche Richtung wie Lukian geht Theophrast mit seinen Charakterbildern, die Pirckheimer erstmals im griechischen Text mit lateinischer Übersetzung 1527 herausgegeben und Dürer, ein halbes Jahr vor dessen Tod, gewidmet hat. Dürer, der Maler, solle sehen, wie geschickt der weise Theophrast die menschlichen Charaktere zu zeichnen verstanden habe, deren Schlechtigkeit sich gerade zu ihren Zeiten ungehindert zeige. Der Herausgeber hält deshalb nichts für nützlicher, als solche Bücher zu lesen, in denen man wie in einem Spiegel seinen seelischen Zustand betrachten und durch die Betrachtung bessern könne. Über den Nutzen hinaus bereite das Büchlein Theophrasts auch Vergnügen, weil es zum Lachen reize. Noch deutlicher als hier kommt das für den Humanismus kennzeichnende pädagogische Element in zwei anderen Übersetzungen heraus. Die eine ist die der unter dem Namen des Isokrates laufenden Spruchrede an Demonikos, eines prosaischen Sentenzenbuches, das in der Renaissance sehr beliebt war und schon von Agricola ins Lateinische übersetzt worden war. Die zweite sind die Sentenzen des hl. Nilus, des Verfassers geistlicher Traktate und Episteln am Anfang des 5. Jahrhunderts. Pirckheimer widmet sie seiner Schwester Klara, Vorsteherin der Klosterschule von St. Klara, „als Heilmittel für die noch zarten Seelen der Kinder“, unter denen sich auch zwei Töchter Pirckheimers befanden.

Die letzte Phase der Übersetzertätigkeit Pirckheimers füllt das letzte Jahrzehnt seines Lebens, als er bereits von Gicht und Steinleiden gequält wurde, und steht in engem Zusammenhang mit der Reformation. Hier sind die vier Übersetzungen

von Reden Gregors von Nazianz zu nennen, deren letzte und umfangreichste erst nach seinem Tode herauskam. Wie Reuchlin, Cuno und Erasmus wandte er sich schließlich den Kirchenvätern zu, bezeichnend für den deutschen Humanismus, der „überzeugt war, einen echten Beitrag zur Verteidigung des Glaubens zu leisten“ (G. Toffanin), indem er mit den klassischen Studien christliche Ziele verband. Über die Absicht, die Pirckheimer mit den schwierigen Übersetzungen des Kirchenvaters verfolgte, spricht er ausführlich in der Vorrede zur dritten vom Jahre 1529, der Übersetzung der Rede, die Gregor zu seiner Rechtfertigung gehalten hat, als er nach seiner Bischofsweihe in die Einöde geflohen war, und die Pirckheimer fälschlich in die Zeit nach seiner Abdankung als Bischof von Konstantinopel legt. Sie ist dem Freiburger Juristen Ulrich Zasius gewidmet.

In dieser Vorrede geißelt Pirckheimer mit scharfen Worten die Zustände, die durch die Reformation heraufgeführt wurden, die allgemeine Verwilderung der Sitten, nachdem er ein Jahr vorher in der Vorrede der Übersetzung der Reden Gregors gegen den Kaiser Julian das Unglück seiner Zeit mit den Zeiten Konstantins verglichen hatte, als „die Kirche Gottes durch unzählige Irrtümer, besonders durch den Arianismus, geschüttelt und fast zerstört wurde“. Er weist ausdrücklich die Lehre zurück, daß die Werke belanglos seien, weil der Glaube ohne die Werke leer sei: „Nicht die sind gerecht, die das Gesetz hören, sondern die es befolgen..., denn wir werden alle vor das Gericht Christi gestellt werden, wo jeder über seine guten und bösen Taten Rechenschaft ablegen muß“, und, „niemand kann gut sein, der böse handelt, mag er sich auch auf Glaube, Evangelium, die Liebe und den armen, blutigen und gekreuzigten Christus berufen“. Als Kronzeugen für diese Ansicht führt er Gregor von Nazianz an, der sich auch seinerseits auf den Apostel Jakobus beruft. Pirckheimer hat diese Stellung zur Reformation auch in anderen Dokumenten derselben Zeit vertreten, nachdem er sich anfangs Luther zugeneigt hatte und sogar in die Bannbulle einbezogen worden war. So ist Pirckheimer schließlich zur selben Stellung zur Reformation gekommen wie Reuchlin, der dem alten Glauben immer treugeblieben ist und für den der Anschluß seines Großneffen Melanchthon, den er selbst nach Wittenberg empfohlen hatte, an Luther eine herbe Enttäuschung war.

Über die Prinzipien, die ihn bei seinen Übersetzungen geleitet haben, hat sich Pirckheimer mehrfach geäußert. Ihm ging es darum, den Text genau zu übersetzen, auch wenn darunter die Eleganz der Form leiden mochte: *non tam elegantiae quam veritati studens* sagt er bei den Sentenzen des Nilus, und in der Vorrede zur dritten Gregor-Übersetzung heißt es ähnlich, er hätte manches eleganter ausdrücken können, wenn er sich weiter vom griechischen Text hätte entfernen wollen. Im Theophrast hat er sogar geglaubt, Unklarheiten in Kauf nehmen zu können; sie würden sich sofort auflösen, wenn man in den beigegebenen griechischen

Text blicke. Trotzdem sind Pirckheimers Übersetzungen, aufs Ganze gesehen, klar und gewandt, und wie ernst er das Übersetzen genommen hat, zeigt die Vorrede zur ersten Gregor-Übersetzung: „Mit viel geringerer Mühe“, sagt er dort, „und noch besser hätte ich wohl ebenso viele Reden des Demosthenes übersetzen können als auch nur einen Schatten von Gregors Redegewalt erreichen.“ Hier ist ein philologisches Gewissen am Werke, das ebensoweit von den Wort-für-Wort-Übersetzungen des Unterrichtsbetriebes entfernt ist wie von dem unbekümmert freien Umgehen mit dem Text, wie wir es bei vielen Humanisten des 15. Jahrhunderts finden.

In der Übersetzung der Geographie des Ptolemaios waren ihm ein Italiener und ein Deutscher vorangegangen, aber der eine hatte von der Sache, der andere von der griechischen Sprache zu wenig verstanden. Pirckheimer, zu dessen bevorzugten Interessengebieten Astronomie, Mathematik und Geographie seit seiner Studienzeit in Padua gehörten, verfügte über beide Voraussetzungen und konnte sich überdies auf Material des Regiomontanus stützen, das sich in seinem Besitze befand. Seine Übersetzung brauchte sich in der Tat vor keinem sachverständigen Kritiker zu fürchten: Erasmus, der Editor princeps des griechischen Textes (1514), hat ihr hohes Lob gezollt. Beim Ptolemaios stellte sich Pirckheimer das textkritische Problem schärfer als bei den anderen Texten, bei denen ihm meistens schon gedruckte Ausgaben vorlagen. Der Grund war die Verderbnis der vielen Zahlen in den mathematischen Teilen. Jeder Philologe weiß, daß Zahlen viel leichter korrumpiert werden als anderes. So konnte er nicht anders durchkommen, als daß er alle Handschriften beiseite legte und seine Zuflucht zu den *verae et mathematicae rationes* nahm. Damit hat er den Satz vorweggenommen, den Jahrhunderte später der große Bentley so formuliert hat: *Nobis et ratio et res ipsa centum codicibus potiores sunt*. Pirckheimer wollte auch den griechischen Text erstmals edieren; Erasmus konnte sich auf seine Vorarbeiten stützen.

Ich komme zum Schluß. Agricola, Reuchlin, Cuno und Pirckheimer waren alle nicht an Universitäten tätig. Zwei von ihnen waren Juristen und haben einflußreiche Stellungen im öffentlichen Leben bekleidet. Sie alle haben sich aus freien Stücken, nur aus Liebe zur Sache selbst, das Griechische angeeignet, fast alle außer Landes. Sie waren Dilettanten im besten Sinne des Wortes und sind zu den Bahnbrechern des Griechischen in Deutschland geworden. Als Pirckheimer 1530 starb, hatte sich die Landschaft verändert. Der griechische Humanismus hatte sich an den deutschen Universitäten etabliert, Professuren waren eingerichtet, Lehrbücher hergestellt und gedruckt worden. Es ist bezeichnend für diese Entwicklung, daß Reuchlin selbst noch gegen Ende seines Lebens einen Lehrstuhl für Griechisch und Hebräisch in Ingolstadt annahm. Der griechische Humanismus war aus der Phase humanistischer Begeisterung und des Dilettantismus der Übersetzungen heraus-

getreten und – gegen mannigfache Widerstände – zu einer anerkannten Disziplin geworden; er beginnt in die klassische Philologie überzugehen, bei der die Textkritik und die Texterklärung in den Vordergrund treten. Diese Phase wird in Nürnberg durch einen Schüler Melanchthons, des Großneffen Reuchlins, vertreten: Joachim Camerarius aus Bamberg (1500–1574)⁸⁾, den bedeutendsten klassischen Philologen Deutschlands im 16. Jahrhundert, gleich fruchtbar als Herausgeber von grammatischen Handbüchern, klassischen Texten, von Übersetzungen und Kommentaren. Er hatte bei den ersten Griechischlehrern der Leipziger Universität studiert, dann diese Studien bei Eobanus Hesse in Erfurt fortgesetzt und sich schließlich in Wittenberg Melanchthon angeschlossen. Er wurde der erste Rektor und Lehrer des Griechischen an dem 1526 neugegründeten und von Melanchthon eröffneten Nürnberger Egidien-Gymnasium. Dagegen repräsentiert der gleichzeitig dahin berufene Eobanus Hesse noch den Typ des humanistischen Poeten, der griechische Dichter in lateinische Verse überträgt. Nürnberg gab seinerseits um diese Zeit seinen gelehrten Sohn Vincentinus Obsopoeus⁹⁾ als Rektor an die Gelehrte Schule in Ansbach ab. Er hat sich um die klassische Philologie Verdienste durch seine Textausgaben, darunter die Editio princeps des Polybios, und andere Arbeiten erworben.

Aufs Ganze gesehen, hat wohl keine Stadt Deutschlands ohne Universität um die Einführung des Griechischen so große Verdienste wie gerade Nürnberg. Die alte Reichsstadt wird auch von daher immer einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geistesgeschichte einnehmen.

⁸⁾ C. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1883, 184–189.

⁹⁾ Bursian 162.

Die Generalversammlung in Nürnberg

I.

Die Wahl Nürnbergs zum Tagungsort des Jahrestreffens der Görres-Gesellschaft war nicht zuletzt durch die besondere Anziehungskraft der fränkischen Metropole im Dürerjahr motiviert. Die Selbstdarstellung dieser Stadt aus Anlaß des 500. Geburtstages ihres größten Sohnes wirkte auch in die Tage der 75. Generalversammlung vom 2.–6. Oktober 1971 hinein und bot den zahlreichen Teilnehmern und Gästen ausgezeichnete Einblicke in das reiche geschichtliche Erbe der ehemals freien Reichsstadt und deren vielfältige Anstrengungen zum Wiederaufbau des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens nach dem Zusammenbruch. Starke Eindrücke von der Eigenart Nürnbergs vermittelte insbesondere auch der sehr beifällig aufgenommene Einführungsvortrag von Prof. Dr. Dr. Gerhard Pfeiffer, der sich mit dem Thema: Tradition und Fortschritt in Nürnbergs Geschichte befaßte.

Am Sonntagmorgen vereinigten sich die Kongreßteilnehmer in der stilvoll wiederhergestellten Pfarrkirche Zu unserer Lieben Frau zur Feier einer Pontifikalmesse, die vom Hochw. Weihbischof von Bamberg, Martin Wiesend, zelebriert wurde. Bei der anschließenden festlichen Eröffnung der Tagung im Großen Saal des Hl.-Geist-Spitals konnte der Präsident der Gesellschaft, Prof. Dr. Paul Mikat, auf die mannigfachen Forschungsleistungen hinweisen, die von der Görres-Gesellschaft in deren Instituten und Sektionen mit einem Minimum an Verwaltungsaufwand erbracht werden. Grußworte sprachen Staatsminister Prof. Dr. Hans Maier für die Bayerische Staatsregierung, Kulturreferent Dr. Hermann Glaser für die Stadt Nürnberg und Rektor Prof. Dr. Nikolaus Fiebiger für die Universität Erlangen-Nürnberg. Der glänzende Festvortrag von Prof. Dr. Wolfgang Braunfels interpretierte Dürers autobiographisches Werk und leistete damit einen überaus wertvollen Beitrag im Zyklus der zahlreichen Versuche, den Weg und das Wirken des großen Meisters zu erfassen (vgl. S. 5).

Der traditionell öffentlichen Vortragsveranstaltung am Sonntagnachmittag sicherte der Vortragende, Staatsminister Prof. Dr. Hans Maier, mit dem Thema „Kirche und Demokratie“ eine starke Beteiligung (vgl. S. 17). Der Vortrag zog eine Bilanz der nunmehr fast zweihundertjährigen Auseinandersetzung um das Verhältnis von Kirche und Demokratie und bezog von da aus Stellung zur gegenwärtigen Diskussion um den politischen Demokratiebegriff und die Frage einer Demokratisierung der Kirche. Lebhaftes Interesse löste auch der zweite öffentliche Vortrag aus, der sich nochmals der Geschichte des Tagungsortes wandte: Prof. Dr. Martin Sicherl zeigte anhand von eigenen Quellenstudien die Bedeutung Nürnbergs in der Bewegung des griechischen Humanismus in Deutschland auf (vgl. S. 33).

In einer Reihe von Sektionsveranstaltungen am Montag und Dienstag fand ein breites Spektrum wissenschaftlicher Fragestellungen sachkundige Darstellung und eingehende Erörterung. Über Einzelheiten der Verhandlungen auf verschiedenen Sachgebieten informieren die nachfolgenden Berichte der Sektionsleiter. Nur beispielsweise seien an dieser Stelle erwähnt die Diskussion um das Problem von Rationalität und Geschichte, die Definition des Strukturbegriffes in den Geisteswissenschaften sowie die Beziehung zwischen Psychoanalyse und Pädagogik.

Von den Angeboten des Rahmenprogramms machten die Kongreßteilnehmer regen Gebrauch. Das abendliche Orgelkonzert mit Werken von J. S. Bach in der St. Lorenzkirche wird als eindrucksvolles Erlebnis ebenso in guter Erinnerung bleiben wie das faszinierende Milieu beim Empfang durch die Bayerische Staatsregierung im Rittersaal der Kaiserburg. Führungen an den historisch bedeutsamen Bauwerken Nürnbergs, durch das Germanische Nationalmuseum sowie (gelegentlich einer Nachmittagsfahrt nach Pommersfelden) durch Schloß Weißenstein boten gute Gelegenheit, hervorragende Zeugnisse fränkischen Kunstschaffens und Kunstbesitzes kennenzulernen. Die Exkursion zum Ausklang der Tagung erschloß den Teilnehmern die reizvollsten Landschaftsbilder der Fränkischen Schweiz und deren imponierende Wahrzeichen, nämlich Wallfahrtsbasilika und Burg Gößweinstein.

Das Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg hat zum Gelingen der Tagung in hohem Maße beigetragen. Dem Leiter dieser modernen Bildungseinrichtung der Erzdiözese Bamberg, Herrn Pater O. Schweickart S. J. und seinen Mitarbeitern sei auch an dieser Stelle nochmals herzlich für ihre Hilfsbereitschaft bei der Vorbereitung und Durchführung des Tagungsprogramms gedankt.

II.

In der Sitzung des Beirats der Gesellschaft wurden Prof. Dr. Joseph Meurers (Wien) zum Leiter der Sektion für Naturwissenschaft und Technik, Prof. Dr. Horst Jürgen Helle (Aachen) zum Leiter der Abteilung Soziologie in der Sektion für Politische Wissenschaft und Soziologie gewählt.

Zum geschäftsführenden Direktor des Römischen Instituts, dessen Organisationsform durch den Vorstand der Gesellschaft erneuert wird, wurde Pater Prof. Dr. Ambrosius Esser O. P. bestellt.

Auf Anregung mehrerer Beiratsmitglieder wurde die Frage diskutiert, in welcher Weise die Aufgabenstellung der Gesellschaft unter Anpassung an gegenwartsnahe Erfordernisse einen verbesserten Niederschlag in der Satzung finden kann. Es wurde eine Kommission mit dem Auftrag eingerichtet, entsprechende Vorschläge auszuarbeiten.

III.

Auf Beschluß der Mitgliederversammlung wurden zu neuen Beiratsmitgliedern gewählt: Prof. Dr. Rudolf Lill (Rom/Köln), Prof. Dr. Bernhard Schleißheimer (Eichstätt), Prof. Dr. Horst Jürgen Helle (Aachen) und Prof. Dr. Dr. Franz Grass (Innsbruck).

Die Versammlung nahm außerdem den Bericht des Präsidenten über die Arbeit im laufenden Geschäftsjahr entgegen. Der Vorsitzende des Haushaltsausschusses, Prof. Dr. H. Müller, referierte über die Tätigkeit dieses Gremiums und informierte über die finanzielle Situation der Gesellschaft.

Erfreulicherweise hat sich der Mitgliederbestand der Gesellschaft im Berichtsjahr verstärkt. Doch besteht angesichts des Altersaufbaues der Gesellschaft weiterhin eine dringende Notwendigkeit, neue Mitglieder hinzuzugewinnen. Seit der Tagung in Innsbruck sind 27 Mitglieder verstorben. Den Heimgegangenen wurde in besonderer Weise beim Requiem in der St.-Clara-Kirche und durch einen Nachruf des Präsidenten vor der Versammlung gedacht.

Als Tagungsort für die nächste Generalversammlung wurde Wien bestimmt.

Johannes Herrmann

Begrüßungstelegramm an den Hl. Vater

SODALES SOCIETATIS GOERRESIANAE NORIMBERGAE IN CIVITATE
GERMANIAE ARTIBUS ET LITTERIS ANTIQUITUS INSIGNI RITE CON-
GREGATAE PIO ET DEVOTO ANIMO BEATISSIMUM PATREM SALUTANT
ROGANTES, UT SIBI INCEPTISQUE SUIS PATERNAM BENEDICTIONEM
IMPERTIRE DIGNETUR

PAULUS MIKAT PRAESES

SUA SANTITA
CITTA DEL VATICANO

Seine Exzellenz, der Apostolische Nuntius, Erzbischof Corrado Bafle, hat in einem persönlichen Schreiben den Dank und den Apostolischen Segen des Heiligen Vaters an die Mitglieder der Görres-Gesellschaft übermittelt.

Öffentliche Vorträge

Professor Dr. Dr. Gerhard Pfeiffer (Nürnberg): „Tradition und Fortschritt in Nürnbergs Geschichte“

In dem Vortrag von Prof. Dr. Dr. Pfeiffer wurde Nürnbergs Geschichte unter dem Gesichtspunkt Tradition und Fortschritt gesehen. In der politischen Geschichte wurde das Angewiesensein auf das Kaisertum, in der Sozialstruktur das Festhalten an der konservativ-aristokratischen Struktur der Patriziats Herrschaft, im Wirtschaftsleben die Bewahrung der herkömmlichen Handwerksverfassung, im Religiösen die Spannung einer „konservativen Reformation“, im Künstlerischen die Ausbildung von Schultraditionen herausgearbeitet. Den Bruch brachte das 19. Jahrhundert, doch auch hier hat sich eine Nürnberg-Tradition herausgebildet, bei der liberale Aufgeklärtheit bereits traditionelle Haltung geworden zu sein scheint.

Professor Dr. Wolfgang Braunfels (München): „Dürers autobiographisches Werk“

Der Vortrag ist im Wortlaut abgedruckt vgl. S. 5f.

Staatsminister Professor Dr. Hans Maier (München): „Kirche und Demokratie“

Der Vortrag ist im Wortlaut abgedruckt vgl. S. 17f.

Professor Dr. Martin Sicherl (Münster): „Nürnberg und der griechische Humanismus in Deutschland“

Der Vortrag ist im Wortlaut abgedruckt vgl. S. 33f.

Sektionsberichte

1. Sektion für Philosophie

Die Philosophische Sektion hatte ihre Tagung unter das Generalthema „Rationalität und Geschichte“ gestellt. Es wurde in vier Referaten behandelt: im Blick auf die Geschichtsphilosophie von Prof. Dr. Odo Marquard (Gießen), historisch-methodologisch von Prof. Dr. Reinhart Koselleck (Heidelberg), in sprachphilosophischer Problematisierung von Prof. Dr. Josef Simon (Frankfurt/M.) und anhand der logischen Genese historischen Wissens von Priv.-Doz. Dr. Hans Michael Baumgartner (München). Die Sitzungen fanden statt am Montag, dem 4. Oktober, und Dienstag, dem 5. Oktober 1971, jeweils von 9.15 bis 13 Uhr. An die Vorträge schlossen sich jeweils sehr lebhaft Diskussions an.

1. Professor Dr. Odo Marquard (Gießen): „Wie irrational Geschichtsphilosophie sein kann“

Die These des Vortrags war, daß Geschichtsphilosophie – die Dialektik der Aufklärung dokumentierend – irrational ist mindestens dann, wenn sie im Namen der Emanzipation deren Gegenteil und wenn sie im Namen der Autonomie Heteronomie erzeugt. Denn Geschichtsphilosophie entsteht seit der Mitte des 18. Jahrhunderts als die Anstrengung, die Täterschaft des Menschen für die Geschichte nachzuweisen. War gemäß der zurückliegenden Philosophie Gott für die Geschichte verantwortlich, so sollte es nunmehr der Mensch sein. Zugleich aber folgt aus der Enttäuschung an der Geschichte die Unlust zur eigenen Identität, wofür z. B. schon das ungeklärte Verhältnis zwischen transzendentalen und empirischem Ich (Kant, Fichte), zwischen Weltgeist und individuellem Ich (Hegel), zwischen Klasse und Individuum (Marx) symptomatisch ist. Der Autonomieanspruch angesichts der Übel der Welt erweckt einen Alibibedarf, und das bedeutet einen Heteronomiebedarf. Verantwortlich für die schlimme Welt werden dann „etwas“ anderes als der Mensch (vgl. Schellings „Natur“, Engels „Dialektik“) oder schließlich die „anderen“ Menschen (z. B. die Konservativen für die Progressiven und umgekehrt) gemacht. Geschichtsphilosophie entdeckt die „Gegner“, die „Feinde“. Irrationalität charakterisiert die Geschichtsphilosophie insoweit, als sie in ihrem Autonomieinteresse dem Alibi- und Heteronomiezwang unbeachtet folgt.

2. Professor Dr. Reinhart Koselleck (Heidelberg): „Wie rational ist die Historie?“

Der Vortrag entwickelte die Frage anhand einer Gegenüberstellung der beiden historischen Methoden der kausal-genetischen Herleitung und der „psychoanalytischen“ Beschreibung geschichtlicher Phänomene. Der kausalinteressierte Aufweis kurz-, mittel- oder langfristiger Genesen stellt ein rationales Verfahren dar, das aber seine Mängel darin hat, daß es keine Grenze des Anfangs gibt (keine Letztbegründung), daß angegebene Gründe nicht als notwendige bewiesen werden können (ohne die Wirklichkeit fälschlich zur Notwendigkeit zu überhöhen), daß eine jede Situation zugleich mehr und weniger in sich enthält, als aus ihr herauskommt (vor allem das „Neue“ läßt sich als solches nicht aus Vorgegebenem ableiten). Die psychoanalytische Beschreibung ist insofern rational, als sie einen Geschehenszusammenhang unmittelbar aus seinem Vollzug heraus zum Verständnis zu bringen vermag. Die Grenze dieser Rationalität eigener Art zeigt sich aber daran, daß der Rekurs auf den innensomatischen Aspekt kaum eine Kontrolle zukäuft. Überdies verläuft das Geschehen gemäß dieser Blickrichtung wie „notwendig“. Kann die psychoanalytische Betrachtungsweise die Grenze zwischen irrationaler Schicht und rationaler Wirklichkeit nicht selbst rational überschreiten, so ist auf der anderen Seite der genetische Beweis in der kausalen Betrachtungsweise niemals hinreichend. Für keine Methode ist die Möglichkeit ausgeschlossen, der Irrationalität zu unterliegen.

3. Professor Dr. Josef Simon (Frankfurt/M.): „Die ‚Kategorie‘ des Neuen in der Geschichte“

In einer Erörterung des Problems der historischen „Einteilung“ oder Epoche zeigt sich, daß das Neue, mit dem der Historiker eine Epoche beginnen läßt, einmal gegen das Kontingente und ferner gegen das Naturgesetzliche abzugrenzen ist. Es ist als Prinzip des Willens der Personen zu definieren, die in der Geschichte handeln. Damit wird diesen Personen Freiheit unterstellt. Deren Voraussetzung erweist sich

als identisch mit der Möglichkeit von Geschichtswissenschaft überhaupt. Im anschließenden Teil wurde der Freiheitsbegriff auf dem Boden sprachphilosophischer Überlegungen präzisiert. Von den sprachphilosophischen Voraussetzungen der Geschichtswissenschaft aus im Verhältnis zu ihrem Gegenstand kann das Neue als neuer Stil des von einer Sprache her ermöglichten Bewußtseins von Freiheit begriffen werden. Die „Geschichtlichkeit“ des Menschen zeigt sich als nicht nur von seiner „Natürlichkeit“, sondern auch von der Vergänglichkeit der „Prinzipien“ her bestimmt. Daraus resultiert eine Abänderung des Begriffs vom „intelligiblen Charakter“ und eine Einschränkung der Definition des Menschen als des handelnden Wesens. Das Neue ist Voraussetzung aller Handlungsentwürfe und daher selbst nicht intendierbar. – Den Abschluß bildete eine Erörterung der Vereinbarkeit von Freiheitsbewußtsein und Naturgesetzlichkeit.

4. Priv.-Doz. Dr. Hans Michael Baumgartner (München): „Kontinuität als Paradigma historischer Konstruktion“

Die äquivoke Vielfalt der begrifflichen Bestimmungsmöglichkeiten des Verhältnisses von „Geschichte“ und „Rationalität“ fordert eine Klärung. Sie ist zu gewinnen in einer Thematisierung der logischen Genese des historischen Wissens, die der Vortrag am Leitfaden des Begriffes der Kontinuität durchführte. Dabei erweist sich historisches Wissen, und der aus ihm abgezogene Begriff der Geschichte, als Produkt einer dem Interesse letzter Sinngebung folgenden gedanklichen Konstruktion in praktischer Absicht. Darüber hinaus vermag der narrative Charakter der Konstruktion sowohl den Begriff von Geschichte wie die in ihn ursprünglich eingegangene Rationalität zu klären. Aus ihm ergibt sich, daß die Frage, ob der als objektiv sich vollziehend vermeinte geschichtliche Prozeß irgendwelchen Kriterien und Bestimmungen von Vernünftigkeit folge, ein falsch gestelltes Problem ist. Was immer als Geschichte erzählt wird, verdankt sich jeweils schon einem bestimmten Vorgriff auf Vernunft selbst. Damit verweist aber die Frage nach der Rationalität von Geschichte auf eine andere Ebene: auf die Ebene der praktischen Diskussion der den jeweiligen Geschichtskonstruktionen zugrunde liegenden Vorstellungen von Vernunft und Sinngebung. Die Untersuchung mündete so in eine Revision des Geschichtsbegriffs, dergemäß ebensowohl Historismus wie Hermeneutik und dialektische Geschichtstheorie vom Grundansatz ihres Geschichtsverständnisses her als problematisch erscheinen. Mit dem Ergebnis, daß die Rationalität der Geschichte als Vergangenheit prinzipiell als die auf vergangene Ereignisse projizierte Vernunft prospektiver praktischer Sinngebung zu begreifen ist, führt sie hinsichtlich der allgemeinen Problematik eines philosophischen Konzepts von Geschichte zu einer Rehabilitierung der praktischen Philosophie.

Hermann Krings

2. Gemeinsame Veranstaltung der Sektionen für Psychologie und Pädagogik

Auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Nürnberg hielten die psychologische und pädagogische Sektion eine gemeinsame Veranstaltung zum Thema der Sexualpädagogik ab.

Den psychologischen Beitrag gab Dr. Meinrad Perrez (Salzburg), mit dem Thema: „Die Bedeutung der Tiefenpsychologie für die Sexualpädagogik“

Vom Verständnis der Pädagogik als deskriptiv-normative Wissenschaft ausgehend, wurde der Einfluß der Freudschen und freudianischen Tiefenpsychologie erstens auf die sexualpädagogische Tatsachenforschung und zweitens auf die sexualpädagogische Normendiskussion untersucht.

Es wurden die einflußreichen Impulse Freuds auf die sexualpädagogische Tatsachenforschung dargestellt im Sinne von Hypothesen, deren wissenschaftliche Überprüfung späteren Forschern überantwortet war und ist.

Im zweiten Teil des Referates wurden die wichtigsten sexualpädagogischen normativen Forderungen Freuds angeführt, und die „Kultur-Triebverzichtstheorie“ anhand der Darstellung von Schelsky (der diese These vertritt) kritisch diskutiert und den Theorien der emanzipatorischen bzw. repressionsfreien Sexualerziehung (Marcuse, W. Reich, Kentler) gegenübergestellt.

Diese Diskussion sollte ein Exemplum darstellen für die gegenwärtige Art der Normendiskussion, deren widersprüchliche Positionen unvermeidlich sind, solange von der Annahme ausgegangen wird, Normen seien notwendig dem Feld philosophischer Spekulation anheimgestellt. Demgegenüber wurde ein Modell für die empirische Kritisier- und Überprüfbarkeit von pädagogischen Normen skizziert, die Eigenart der erzieherischen Normen als funktionale Normen voraussetzend, die als konditional-

normative Hypothesen verstanden werden für den Überprüfungsprozeß. Die Sexualpädagogik sollte sich nach Meinung des Referenten mehr in den Dienst derartiger empirisch geleiteter Normenkritik stellen.

Das pädagogische Referat hielt Prof. Wolfgang Fischer, Nürnberg, mit dem Thema: „Kritik der sexualaffirmativen Geschlechtererziehung der Gegenwart“.

Dem Vortragenden kam es vor allem darauf an, die Normenproblematik der Sexualpädagogik aufzugreifen und voranzutreiben. Nach Fischer genügt es nicht, frühere Normen und Tabus durch neue zu ersetzen. Seine Kritik richtet sich vor allem gegen die sog. emanzipatorische Sexualerziehung, die, ihrem eigenen Anspruch nicht genügend, wiederum affirmativ zu gesellschaftlich herrschenden Auffassungen sich verhält. Auch dieser affirmativen Sexualpädagogik würde es nicht gelingen, Sexualerziehung unter die regulative Kraft von Bildung zu bringen, der es um die Gewährung und Gewinnung von Selbstbestimmung und entfalteter Humanität geht.

Prof. Fischer setzte sich kritisch mit den Richtlinien schulischer Sexualerziehung in einigen Bundesländern auseinander: Wenn auch vielfach in ihnen ein von sexuellem Konsum- und Leistungszwang beherrschtes Verhalten ebenso wie ein von Angst beherrschtes Sexualverhalten abgelehnt wird, so muß man sich doch gegen verbindliche normative Vorgaben der Sexualpädagogik wenden, ohne die Norm- und Sollproblematik auszuklammern, wie sie mit scheinbar wertfreier biologischer Aufklärung versucht wird.

Fischer fordert eine norm- und wertkritische Sexualpädagogik, die sich frei-macht von vorgegebenen offenen oder heimlichen Richtpunkten.

Auch Sexualpädagogik vollzieht sich in argumentativer Auseinandersetzung, in der kritischen Erörterung und Befragung nach dem Sinn von Sexualität; nur so löst sie den Menschen von verfremdenden Normierungen des sexuellen Verhaltens.

Eine ausführliche Diskussion der beiden Vorträge beendet die gemeinsame Sektionsveranstaltung. Am Nachmittag trafen sich die Teilnehmer der Sektion Pädagogik zu einer ausführlichen Besprechung der weiteren Arbeit der Sektion.

Marian Heitger | Wilhelm Josef Revers

3. Sektion für Geschichte

Der Unterzeichnete eröffnete die Sitzung am Montag, dem 4. Oktober 1971, 9 Uhr. Er gedachte dabei der 1970 verstorbenen Mitglieder, Frau Marie Grass-Cornet und Univ.-Prof. Dr. Heinrich Büttner.

Die Reihe der Vorträge begann mit dem Referat von Univ.-Prof. Dr. Karl Siegfried Bader (Zürich): „Notwendigkeit des fortgesetzten Bestrebens nach einer Grundverbesserung der Kirchenzustände. Aus der Gedanken- und Umwelt des alternden Ignaz Heinrich von Wessenberg“.

Im Zusammenhang mit den Reformbemühungen des Zweiten Vatikanischen Konzils ist I. H. v. Wessenberg wieder stärker in das Blickfeld der Gegenwart gerückt. Seine Ideen zur Liturgiereform und zur Synodalverfassung scheinen in manchen Stücken Gedanken der Gegenwart vorweggenommen zu haben. Während wir über die Zeit des jungen Wessenberg, der früh in das Amt des Generalvikars von K. Th. v. Dalberg gelangte und als Konstanzer Bistumsverweser seinen Kampf um Reformen mit der Römischen Kurie zu bestehen hatte, aus reicher Literatur gut unterrichtet sind, bleibt für die Zeit von 1827–1863, in der Wessenberg als „Pensionist“ in Konstanz lebte, vorerst noch vieles im Dunkeln. Die deutschen und schweizerischen Bemühungen um den reichen, arg zerstreuten Briefwechsel Wessenbergs werden hier einige Aufschlüsse bringen. Konrad Gröber hat das Problem dahin zusammengefaßt, daß er in seiner Wessenberg-Studie (1927/28) diesen „in seiner Entwicklung zu früh fertig und für immer fertig“ bezeichnete. Das Referat setzt hier ein, um zu einem etwas stärker differenzierten Bild des alternden Wessenberg zu verhelfen. Als primär geeignetes Mittel zu einer solchen Präzisierung und Differenzierung wird zunächst die Erforschung der Konstanzer Umwelt dienen müssen, in der Wessenberg bis zu seinem Tode lebte und die noch unzulänglich bekannt ist, weil es brauchbare Arbeiten über das geistig-kulturelle Leben in Konstanz in der Zeit nach Verlegung des Bistumssitzes nach Freiburg i. Br. bisher kaum gibt. Die unter Benützung von Teilen des unveröffentlichten Briefnachlasses hierüber vorläufig angestellten Untersuchungen zeigen uns Wessenberg als einen Überlebenden des ancien régime in einer stark aristokratisch gefärbten Konstanzer Umwelt.

Das Leitmotiv für die Haltung des alternden Wessenberg gibt die Überschrift über ein Kapitel seines Buches „Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts“ (1840) ab: „Notwendigkeit des fortgesetzten Bestrebens nach einer Grundverbesserung der Kirchenzustände“. Die Untersuchung dieses Werkes zeigt, daß Wessenberg noch nicht als Historiker im Sinne einer neueren genetischen Geschichtsforschung anzusehen ist, daß er vielmehr im historischen Pragmatismus der vorangehenden Epoche, etwa im Stile der Geschichtsschreibung Johannes von Müllers, stecken bleibt. Seine Konzilsgeschichte will ein Lehrbuch für den katholischen Klerus, sozusagen ein fortgesetzter Hirtenbrief sein. Wenn Wessenberg sein Geschichtswerk selbst „kritisch“ nennt, handelt es sich zum geringsten Teil um Quellenkritik im modernen Sinne, vielmehr um Kritik an den (damals) gegenwärtigen Kirchenzuständen, um deren „Grundverbesserung“ gerungen werden soll. Worin er diese Grundverbesserung erblickt, wird aus dem Spätwerk über „Gott und die Welt oder das Verhältnis aller Dinge zueinander und zu Gott“ (1857) erkennbar. Es geht ihm um die große Eintracht: „Das Element der Kirche ist Einigung in Liebe.“ Eintracht vor allem zwischen Kirche und Staat, wozu letzteren er ganz im Sinne eines Musterstaates josephinistischer Prägung sieht. Daß dieses Staatsbild mit der Staatenwelt des mittleren 19. Jahrhunderts nicht mehr übereinstimmt, hat er gesehen, zugleich aber souverän übersehen. Die Mißstände in Kirche und Staat schiebt er auf die Unzulänglichkeit des Menschen, den ethisch zu formen Aufgabe der Kirche ist, während ihr der Staat dabei Hilfe angedeihen lassen soll. Auch das Spätwerk Wessenbergs bleibt eminent katholisch. Er ist kein Vorläufer der altkatholischen Bewegung oder anderer deutschkirchlicher Bestrebungen. Ihn für die modernen Reformen als Antecessor in Anspruch zu nehmen, geht indessen nur mit starken Vorbehalten. Weit entfernt von einer „Demokratisierung“ der Kirche gilt sein „fortgesetztes Bestreben nach einer Grundverbesserung der Kirchenzustände“ Kirche und Staat seiner Zeit, deren „Eintracht“ (so die posthum erschienene Schrift von 1869) er mit den Denkformen des im Ursprungsland selbst seit langem überwundenen Josephinismus erreichen will.

Unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Clemens Bauer sprach dann Univ.-Prof. Dr. Hugo Ott (Freiburg i. Br.): „Möglichkeiten und Formen kirchlichen Widerstandes gegen das Dritte Reich von seiten der Kirchenbehörde und des Pfarrklerus. Dargestellt am Beispiel der Erzdiözese Freiburg“.

Die besonders profilierte Rolle, die dem Freiburger Erzbischof Konrad Gröber bei den Verhandlungen um das Reichskonkordat zugefallen war, schien es geraten sein zu lassen, den Kirchenkampf in der Erzdiözese Freiburg und die Möglichkeiten kirchlichen Widerstands in der Zeit des Dritten Reichs exemplarisch zu untersuchen. Die Wandlung des Freiburger Oberhirten vom optimistisch gestimmten, kooperationsbereiten Partner der neuen Machthaber zum entschiedenen kirchenpolitischen Gegenspieler des neuen Regimes in den verschiedenen Stufen dieser Entwicklung stellt einen Hauptteil des Referates dar. Damit ist die eine Ebene, die der Kirchenbehörde, markiert. Für den Freiburger Erzbischof blieb bis zum bitteren Ende das Reichskonkordat gültige Rechtsgrundlage, auf der er immer stand, durch die aber auch sein Widerstand limitiert blieb. – Demgegenüber zeichnet sich auf der Ebene des Pfarrklerus in einer Reihe von Fällen eine Variationsbreite ganz anderer Widerstandsformen ab, gekennzeichnet durch die Entschiedenheit und häufig auch Bedingungslosigkeit des Einsatzes. Aus der Diskussion über die richtige (kluge) Weise der Einstellung zum Nationalsozialismus, die zwischen KZ-Priestern und Kirchenbehörde 1946/47 in zunehmend sich verhärtender Form geführt wurde, sollte ein Zugang zum Verständnis der aufgeworfenen Problematik gewonnen werden.

Den Vormittag schloß ab der Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Peter Stockmeier (München): „Krisen der Frühen Kirche als Probleme der Kirchengeschichte“.

Die Klage von der „Krise der Kirche“ erfüllt nicht nur die Gegenwart, sie begegnet uns vielfach auch als Urteil über bestimmte Phasen ihrer Geschichte. Die Verzögerung der Parusie, frühchristliche Häresien, staatliche Repressionen, Konstantinische Wende, Völkerwanderung, Aufkommen des Islam und Schisma zwischen Ost- und Westkirche werden gerne unter diesem Aspekt betrachtet, wobei man eine bestimmte Erscheinungsform der Kirche voraussetzt. Von den je verschiedenen (zum Teil konfessionellen) Standorten her ergeben sich andersartige Zugänge zu kirchengeschichtlichen Phänomenen, gelegentlich Pseudoprobleme, oder vor dem Hintergrund einer gottmenschlichen Sicht der Kirche eine Leugnung jeglicher Krise überhaupt. Die geschichtliche Verfaßtheit der Kirche führt tatsächlich zu Situationen, deren „Krisis-Charakter“ nicht in Abrede zu stellen ist; ihre pauschale Kennzeichnung als Krisen erschwert allerdings den Zugang zur innewohnenden Problematik.

Am Nachmittag hielt unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Heribert Raab das Referat Herr Dr. Norbert Trippen (Köln): „Das Bischofswahlrecht der Domkapitel im Widerstreit zwischen römischer Kurie und deutscher Kirche nach der Revolution von 1918“.

Der 1918 inkraftgetretene Codex Iuris Canonici legte für die Gesamtkirche fest: Die Bischöfe werden frei vom Papst ernannt. Dem entsprachen nicht die in Deutschland noch verbindlichen Konkordate und Zirkumskriptionsbullen des 19. Jahrhunderts. Darin war den Domkapiteln – abgesehen von Bayern – das Recht der freien Bischofswahl und den Landesherren das Recht der Bischofsernennung (Bayern) bzw. der Exklusive für minder genehme Bischofskandidaten zugesprochen. Die Kurie und ihr Nuntius in München versuchten, mit Berufung auf die politische Umwälzung in Deutschland 1918 und auf Artikel 137 Absatz 3 der Weimarer Verfassung von 1919 anlässlich der ersten Vakanz eines deutschen Bistums in Köln 1919 das Wahlrecht des Kapitels und die Mitwirkungsrechte des Staates als nicht mehr bestehend zu übergehen, stießen aber dabei auf erheblichen Widerstand des Staates und des Domkapitels wie des Episkopates in Deutschland. Der Ausgang dieses Wahlverfahrens war von Bedeutung für die Erhaltung eines eingeschränkten Wahlrechts der Domkapitel im Preußenkonkordat von 1929.

An alle Vorträge schloß sich eine überaus lebhaft Diskussions an.

Johannes Spörl

Bericht über die Veranstaltung des „Corpus Catholicorum“ am 5. Oktober 1971 in Nürnberg

Die Veranstaltung stand unter dem Gesamthema: Die Exkommunikation Luthers im Jahre 1521 und ihre Zurücknahme durch den Papst heute“.

Prof. Dr. Hermann Tüchle, München, leitete mit einem Referat die Versammlung ein: „Des Papstes und seiner Jünger Bücher“. Eine römische Verteidigung und Antwort auf Luthers Schrift „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von D. M. Luther verbrannt sind“ aus dem Jahre 1521. Darin führte er aus:

„Zu Beginn des Jahres 1521 suchte die Kurie den Kaiser zur raschen Ausführung der Bannbulle gegen Martin Luther (3. 1. 1521) zu bewegen. Zu den Ergebnissen einer Beratung im Konsistorium über die dabei anzuwendenden Mittel gehört auch eine ausführliche Denkschrift in der Pariser Nationalbibliothek, als deren Verfasser der ehemalige Augustinergeneral, Kardinal Ägidius von Viterbo, nachgewiesen werden kann. Nach einigen praktischen Vorschlägen beschäftigt sich der Verfasser eingehend mit der Rechtfertigungsschrift Luthers „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher verbrannt worden sind“. Die lateinische Fassung dieser Schrift war also sehr früh in Rom bekannt, was nicht für deren bisherige Datierung spricht. Die Antwort des Ägidius ist im Ton recht polemisch, inhaltlich aber eine wissenschaftlich ernste und auf breiter Quellengrundlage aufgebaute kontroverstheologische Verteidigung aller von Luther einzeln angegriffenen Sätze des kanonischen Rechtes“ (Eigenbericht).

Darauf trug als Diskussionsgrundlage Prof. Dr. Erwin Iserloh „Thesen zur gegenwärtigen Diskussion über eine Rehabilitierung Luthers durch den Papst“ vor. In sechs Thesen führte er aus:

1. Wenn eine solche Rehabilitierung Luthers gegenwärtig auch wohl psychologisch wirkungsvoll sei, so müsse man doch bezweifeln, ob sie sachlich sinnvoll und redlich wäre.

2. Die in der Bannbulle „Decet Romanum Pontificem“, bzw. in der Androhungsbulle „Exsurge Domine“ enthaltenen Irrtümer sind durch die Entwicklung Luthers im Jahre 1520 weit überholt worden. Die Berechtigung der Exkommunikation stützt sich mehr auf die drei großen Kampfschriften von 1520 als auf die Ablaßthesen und die übrigen Schriften bis 1519.

3. Der Bann ist sachlich in Luthers Irrlehren des Jahres 1520 begründet. Zwar hat auch die Kirche schwere Schuld an der Spaltung auf sich geladen, indem sie Mißstände duldete und religiös wie pastoral ungenügend auf das reformatorische Anliegen Luthers reagierte. Aber diese Schuld läßt sich nicht dadurch gutmachen, „daß man so tut, als habe Luther nicht Lehren vertreten, die mit dem Glauben und dem Wesen der Kirche in Widerspruch standen“.

4. Das kirchliche Schuldbekenntnis hat schon Papst Hadrian VI. 1522/23 ausgesprochen. Papst Paul VI. und das Ökumenismus-Dekret des Vat. II. haben es wiederholt. Das ist sinnvoller als die Aufhebung des Bannes, „der zwar bedauerlich, aber sachlich berechtigt war“.

5. Der Vergleich mit der Zurücknahme des Bannes von 1054 über den Patriarchen Michael Kerullarius, die Papst Paul VI. 1965 vollzogen hat, ist nicht zutreffend. Denn erstens handelt es sich dabei nur um Fragen der Disziplin, nicht des Glaubens, und zweitens war der Eindruck entstanden, als ob hier nicht die Personen, sondern die Kirchengemeinschaften sich gegenseitig exkommuniziert hätten. Deshalb haben die beiderseitigen Kirchenleitungen offiziell die Wiederaufnahme der Beziehungen durch die Zurücknahme ihrer Exkommunikationen vollzogen.

In der anschließenden öffentlichen Diskussion über die Frage der Zurücknahme des Lutherbannes meldeten sich zahlreiche Redner zu Wort, darunter auch die anwesenden Gäste der evangelisch-theologischen Fakultät Erlangen, die eigens dazu eingeladen worden waren.

Die beiden Vorträge samt den Thesen und den wichtigsten Diskussionsbeiträgen werden im nächsten Jahre den Mitgliedern der „Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum“ als Jahresgabe der KLK-Hefte (Nr. 32) zugänglich gemacht werden.

A. Franzen

4. Gemeinsame Veranstaltung der Sektionen für Altertumskunde und Sprach- und Literaturwissenschaft / Abteilung für klassische Philologie

Die beiden Sektionen tagten gemeinsam, die Gestaltung des Programms lag bei der Klassischen Philologie.

Der Leiter der Sektion für Sprach- und Literaturwissenschaft, Abt. für Klassische Philologie gab nach der Begrüßung zunächst einen kurzen Überblick über die Entwicklung seiner Abteilung in der letzten Zeit. Er gab sodann bekannt, daß der Vorstand in seiner Sitzung vom 2. Oktober auf Antrag des Sektionsleiters das Editionsunternehmen „Gregor von Nazianz“ als förderungswürdig anerkannt hat, und umriß es in großen Zügen. Ziel ist die Erstellung einer kritischen Ausgabe zunächst der Gedichte des Kirchenvaters, die Herr Dr. Heinz Martin Werhahn (Aachen) vor Jahren für das Corpus der Griechischen Christlichen Schriftsteller der Berliner Akademie übernommen hatte. Das Unternehmen soll gemeinsam mit ihm fortgeführt werden. Es kann sich bereits auf Vorarbeiten Dr. Werhahns stützen: eine abgeschlossene Heuristik und ein ziemlich vollständiges Archiv der Handschriften in Mikrofilm oder Kollation. An der Universität Münster ist inzwischen auch eine Bibliographie zu Gregor von Nazianz auf Zetteln angelegt worden, die laufend ergänzt werden soll. Mit den Kollationen der Handschriften soll unverzüglich begonnen werden.

Der erste Vortrag schloß sich unmittelbar an das Forschungsprojekt „Gregor von Nazianz“ an mit einem Überblick über die schon jetzt erkennbaren Grundzüge der Überlieferung. Die beiden folgenden Vorträge behandelten Themen aus der lateinischen Patristik.

Bibliotheksdirektor Dr. Heinz Martin Werhahn (Aachen): „Die Überlieferung der Gedichte Gregors von Nazianz“.

Das Verständnis des dichterischen Werks Gregors von Nazianz wird wesentlich behindert durch die Unsicherheit, in welchen Zusammenhang die einzelnen Gedichte gehören und welchen „Stellenwert“ sie damit haben. Die Beobachtung der handschriftlichen Überlieferung als Vorarbeit zu der noch ausstehenden kritischen Edition läßt deutlich Zusammenhänge dieser Art erkennen. Gregor selbst hatte seine Gedichte teils einzeln veröffentlicht, teils in bewußt komponierten Gruppen. In der späteren Überliefe-

rung begegnet man schon bald der Gruppenbezeichnung Iamboi und Epe, die beide zusammen und einigermaßen vollständig nur in zwei der 59 Handschriften mit Gedichtgruppen vorkommen: dem besonders wichtigen Codex Laur. plut. VII 10 (11. Jh.) und dem weniger zuverlässig und weithin anders angelegten Oxon. Bar. 96 (14. Jh.). Ein festes Gedichtkorpus ist nicht zu erkennen. Innerhalb und neben der Grobgruppierung in Iamboi und Epe gibt es Teilgruppen, deren Umfang und Gedichtabfolge in den Handschriften bisweilen schwanken. Die bekanntesten sind die im Buch VII der Griechischen Anthologie überlieferten und aus verschiedenen Teilgruppen zusammengesetzten Epigrammata und Epitaphia. Auch die Arcana sind als Gesamtkomposition eines großen theologischen Lehrgedichtes bekannt und sind ihrerseits im sogenannten Vierzehn-Paraphrasen-Korpus enthalten. Durch weitere genaue Untersuchungen von Art und Umfang der Gruppenbildung wird die Erkenntnis des Überlieferungszusammenhangs wesentlich gefördert werden. Erste Ergebnisse liegen vor.

Professor Dr. Hermann Tränkle (Zürich): „Tertullians Schrift ‚De pallio‘ als apologetisches Werk“.

Die umstrittene Frage nach dem Sinn von Tertullians Schrift De pallio wurde in dem Sinne beantwortet, daß es sich um ein apologetisches Werk handle, wie das vor allem aus ihren engen inhaltlichen Beziehungen zum Apologeticum hervorgehe.

Die Gegenüberstellung von Heidentum und Christentum und der Angriff auf die unvorstellbare Entsittlichung der heidnischen Welt ist ein Kernanliegen beider Schriften. Auch die polemische Technik ist gleich, und die Verschiedenheit der Adressaten hat lediglich literarische Bedeutung; in Wahrheit richten sich beide Werke an die Heiden allgemein. Freilich hält sich Tertullian in De pallio im Gegensatz zum Apologeticum im Bereich drastisch-sarkastischer Schilderung, dem literarischen Zeitgeschmack kommt er dort stärker entgegen als irgendwo sonst. Das deutet darauf, daß sich die beiden Werke an verschieden gestimmte Leser wenden: Das Apologeticum ist vorwiegend für philosophisch gebildete Kreise bestimmt, während bei De pallio eher an die literarischen Feinschmecker gedacht ist. Die Schrift ist eine besondere Ausprägung des missionarischen Anliegens der Apologetik.

Professor Dr. Vinzenz Buchheit, (Gießen): „Goldene Zeit und Paradies. Zur Geschichte des westlichen Christentums“

Im Rahmen einer übergreifenden Thematik, die man als „vergilische und christliche Geschichtsdeutung“ charakterisieren könnte, sollte aufgezeigt werden, wie christliche Geschichtsdeutung des Westens im 4. Jahrhundert aus zwei wesentlichen Quellen schöpft: aus AT/NT und Vergil. Beide Ströme konvergieren in einer überraschenden Weise. Dies kann exemplarisch verdeutlicht werden an Texten des Laktanz, des Cento Probae und an den Tageshymnen des Prudentius.

An die ersten beiden Vorträge schlossen sich lebhafte und sachkundige Diskussionen an, an denen sich Philologen, Althistoriker und Patrologen beteiligten. Es wurde allgemein bedauert, daß nach dem dritten Vortrag, der um 13 Uhr schloß, keine Zeit für eine Diskussion blieb. Der Besuch der Vorträge zeigte entsprechend der Mitgliederzahl der Abteilung Klassische Philologie steigende Tendenz. Diese zeigte sich auch bei dem geselligen Zusammensein der klassischen Philologen in den Ratsstuben im Alten Ratskeller am Sonntag, dem 3. Oktober abends, das der Vertiefung der persönlichen Kontakte, besonders mit den neuen Mitgliedern, diene.

Martin Sicherl

5. Sektion für Sprach- und Literaturwissenschaft

Abteilung für romanische Philologie

Die Vorträge der Sektion Romanistik standen unter einem gemeinsamen Hauptthema. Der Strukturbegriff, seine Bedeutung und Anwendung in den Geisteswissenschaften sollte von verschiedenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen aus beleuchtet werden.

Am Montag, dem 4. Oktober, setzte sich zunächst Herr Dr. Gsell mit dem Thema „Der Strukturbegriff in der modernen Linguistik“ auseinander. Er leitete sein Referat mit einem historischen Überblick ein, der von Saussure bis hin zur generativen Transforma-

mationsgrammatik reichte. Dieser Überblick ergab, daß zwar der Begriff „Struktur“ in der Linguistik schon sehr bald auftaucht, jedoch seiner Bedeutung nach weitgehend von dem Gebrauch in der modernen strukturalistischen Linguistik abweicht. Allgemeine Verbreitung gewinnt der Begriff „Struktur“ durch die Arbeiten des Prager Linguistenkreises, der die grundsätzlichen Ideen Saussures auf dem Gebiet der Phonologie praktisch auswertet. Die Prager Linguisten verstehen unter „Struktur“ im allgemeinen eine dem System immanente Ordnungskategorie, d. h. die Gesamtheit der Relationen der Gliedgrößen.

Vergleicht man die verschiedenen Richtungen des Strukturalismus untereinander, stellt man fest, daß Anwendung und Bedeutung des Strukturbegriffes in sehr vielen Fällen grundlegend voneinander abweichen. Der Strukturbegriff bei Hjelmslev entspricht dem Begriff des „Systems“ bei anderen Strukturalisten. Bei Chomsky tauchen zusätzlich die Bezeichnungen „Oberflächenstruktur“ und „Tiefenstruktur“ auf.

Abschließend stellte Herr Dr. Gsell heraus, daß die Begriffsverwirrung weitgehend bedingt zu sein scheint durch die je verschiedenen Abstraktionsebenen der strukturalistischen Sprachbeschreibung. Meist kann die „Struktur“ einer niedrigeren Abstraktionsebene zum „System“ der nächsthöheren Abstraktionsebene werden.

Das Referat von Herrn Dr. Kreutzer „Der Strukturbegriff in der modernen Literaturwissenschaft“ setzte sich hauptsächlich mit den Arbeiten Jean Cohens, Roland Barthes' und Lucien Goldmanns auseinander. Bei diesen Autoren wird der Strukturbegriff selbst an keiner Stelle eigens definiert und häufig durch verwandte Begriffe umschrieben. In der Arbeit Cohens „La structure du langage poétique“ (Paris 1966) wird die Nähe zum Saussure'schen Ausgangspunkt noch am ehesten deutlich. Poesie wird hier bestimmt als Anti-Prosa. Roland Barthes entfernt sich bei seinem Versuch, Makrostrukturen des literarischen Werks aufzuzeigen, weitgehend von der exakteren Begrifflichkeit der Linguistik, wenngleich die bekannten Termini der Linguistik immer wieder auftauchen.

Lucien Goldmann geht über Barthes hinaus, insofern er versucht, Literatur durch Einordnung in nicht-literarische Strukturbezüge, meist gesellschaftlicher Art, zu erhellen.

Herr Dr. Melenk beschäftigte sich in seinem Referat mit dem Strukturbegriff in der Philosophie. Er demonstrierte die schon bei W. Dilthey angelegte zentrale Bedeutung dieses Begriffes für die Geisteswissenschaft. Innerhalb der philosophischen Diskussion hat vor allen Dingen die Frage nach dem Verhältnis eines Ganzen zu seinen Teilen eine besondere Bedeutung angenommen. Gegenwärtig besteht zwar eine starke, weitgehend von der Naturwissenschaft beeinflusste Tendenz, der Interdependenz der Teile den Vorrang vor der Ganzheit einzuräumen. Andererseits jedoch ist ein tief ausgeprägtes Mißtrauen der Philosophie gegenüber den Naturwissenschaften nicht zu übersehen.

Vor allem aus Frankreich kommen interessante Ansätze zu einer strukturalistischen Marx-Interpretation. So ist für Althusser das ökonomische System Marx' bestimmt durch die Relationen, die zwischen den ökonomischen Kräften aufstellbar sind. Dabei werden philosophische Begriffe wie „Mensch“, „Seele“, „Bewußtsein“, „Geist“ usw. durch Bezeichnungen für Produktivkräfte und Gesellschaftsformen ersetzt. Ziel Althussters ist die Herausarbeitung der allgemeinen Theorie einer Theorie (d. h. der Ökonomie Marx').

Insgesamt gesehen, verbleiben die Ansätze der marxistischen Strukturalisten in Frankreich theoretisches Programm. Die praktische Anwendung dieser Theorie steht noch aus.

Herr Dr. Lakebrink widmete sich dem Strukturbegriff in der Anthropologie von Claude Lévi-Strauss.

Es führte aus, daß sich der ethnologische Strukturbegriff nur mittelbar auf empirische Realität bezieht; unmittelbar meint er theoretische Modelle, die angesichts gesellschaftlicher Wirklichkeiten entworfen, konstruiert werden. Die soziale Struktur, das Modell einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, hat immer Systemcharakter. Die Modifikation eines Elements („Strukturdifferenz“) bewirkt eine Modifikation aller anderen Elemente. Der Systemcharakter jeder Gesellschaftsstruktur erlaubt die Vorhersage ihrer Reaktionsweise bei Modifikation eines ihrer Elemente. Ein Struktur-Modell muß auf einfachste Weise alle beobachteten Tatsachen, aber nur sie, erklären. Aufschlußreichster Gegenstand einer ethnologischen Strukturanalyse ist die unbewußte Sozialstruktur als das organisierende Prinzip der bewußten Strukturen („Normenwelt“) einer Gesellschaft. Als theoretische Konstruktion ist die Gesellschaftsstruktur formalisierbar, in Symbolen darstellbar, ohne jedoch vollständig berechenbar zu sein; denn das Strukturable ist etwas anderes als das Numerable.

Struktur und Geschichte stehen im Verhältnis gründlicher Antipathie. Geschehen bedeutet zwar erstlich Hervorbringung von Strukturen, aber letztlich immer ihre Vernichtung. Die Sukzession in der Zeit hat vor der Ausbreitung im Raum keinen Erkenntnisvorrang. Geschichte ist die Methode zur Inventarisierung von Strukturen.

Sämtliche Veranstaltungen stießen auf reges Interesse. Das äußerte sich vor allen Dingen in einer sehr lebhaften Diskussion.

Theodor Berchem

Abteilung für deutsche Philologie

Von den drei Vorträgen der Sektion befaßten sich zwei, die unserer italienischen Gäste aus Mailand und Bologna, mit Schwerpunkten der literarischen Überlieferung des 19. und 20. Jahrhunderts. Professor Rodolfo Paoli gab anhand einiger ihm bekanntgewordener und von ihm einem bestimmten Absender zugeschriebener Briefe an Richard Wagner einen Einblick in die Besonderheit der Selbstbiographie des Musikers, die erst vor wenigen Jahren in ihrer ursprünglichen Fassung bekanntgeworden ist. Frau Professor Rosenfeld, durch Zeitschicksal und menschliche Nähe mit den emigrierten Dichtern Else Lasker-Schüler und Franz Werfel aufs tiefste vertraut, gab ein erschütterndes Bild der „inneren“ Biographie beider Autoren.

Der dritte der Vorträge, der des Universitäts-Assistenten Dr. G. Niggel, München, behandelte eines der interessantesten Probleme der Autobiographie des 18. Jahrhunderts: die Säkularisation. Aufgrund des Materials einer fast abgeschlossenen Habilitationsschrift über die Geschichte der Autobiographie des 18. und 19. Jahrhunderts konnte er ein differenzierteres Bild der Entwicklung der Autobiographie geben, als es bisher überliefert war.

Obwohl nicht beabsichtigt, fügten sich die drei Vorträge in einem tieferen Grund zu einem einheitlicheren Bild zusammen, als die im äußeren sehr verschiedenen Gegenstände hätten erwarten lassen.

Die folgenden Zusammensetzungen durch die Vortragenden ergänzen die hier gebotene Skizze:

Universitätsassistent Dr. Günther Niggel (München): „Zur Säkularisation der pietistischen Autobiographie im 18. Jahrhundert“

Die bisherige Forschungsliteratur (Misch, Mahrholz, Stemme, Bertolini) versteht unter Säkularisation der pietistischen Autobiographie die allmähliche Umwandlung der religiösen Bekenntnisschrift in die psychologische Selbstdarstellung (Francke-Bernd-Moritz). Aber schon die dieser These zugrunde liegende Voraussetzung eines reinen Typs der religiösen Konfession im 18. Jahrhundert, der allein einen Übergang vom Sündenbekenntnis zur Seelengeschichte erlauben könnte, läßt ein näherer Blick auf die deutschen Beispiele dieses Zeitraums als fragwürdig erscheinen. Man kann vielmehr nachweisen, daß die pietistische Bekehrungsgeschichte von Anfang an eine Unterwanderung durch die traditionskräftige Berufsautobiographie und somit eine typologische Säkularisation erfährt, die den Akzent sehr rasch von der Innen- zur Außenwelt verlagert. Aber auch gattungstheoretisch erscheint es plausibel, daß eine gleitende Psychologisierung des religiösen Bekenntnisses nur innerhalb des Tagebuchs stattfinden konnte: erst durch die nachträgliche Übernahme der neuen Energien dieser Nachbargattung und durch die Anwendung der seit 1770 aufkommenden kausalpsychologischen Entwicklungstheorie ist die durchgängig psychologische Autobiographie möglich geworden.

Professor Dr. Rodolfo Paoli (Bologna): „Richard Wagners ‚Mein Leben‘“

Aus welchen Gründen, von der Antike bis zur Moderne, erzählen meistens die Menschen ihr eigenes Leben? Zu welcher Art dieser Schriften gehört Wagners Autobiographie? Sie ist nicht so verfälscht, wie man früher glaubte und glauben konnte, durch Cosima's „Schwere Hand“, der, wie man weiß, der Meister das Werk diktierte. Das beweisen besonders die Briefe der sogenannten Sammlung Burrell und auch noch sechs ganz unbekannte Briefe, die zum erstenmal hier vorgelegt wurden. Nach langer Arbeit kann man als Briefempfänger den Pianisten Karl Tausig erkennen. Wenn man Mein Leben zusammen mit den vielen, immer noch auftauchenden Briefen vom großen Komponisten liest, hat man die Möglichkeit, den richtigen Wert dieses Werkes einzuschätzen, nicht nur im Leben des Meisters, sondern überhaupt in der Geschichte der deutschen Literatur.

Professor Dr. Emmy Rosenfeld (Mailand): „Wanderer zwischen den Welten“
Else Lasker-Schüler und Franz Werfel

Das Referat entstand aus der angstbeschwerten existenziellen Unsicherheit des denkenden Erdenbürgers und wurde durch das Wort des Völkerapostels Paulus, Hbr. 13, 14, „denn wir haben hier keine bleibende Stadt...“ inspiriert. D. A. versucht zwei nach Lebensraum, Alter, sittlicher Haltung und Lebensstil so verschiedene, im Außenbezirk des Expressionismus wirkende Dichterpersönlichkeiten, und zwar hauptsächlich in ihrer lyrischen Ausdrucksform, einander gegenüberzustellen und zu nähern: Else Lasker-Schüler, „den schwarzen Schwan Israels“ aus dem Rheinland, und Franz Werfel, „den Weltfreund“ und Sohn des alten Österreichs aus Prag. Ein kleines lyrisches Porträt der Dichterin von dem jungen Werfel, seltsam seherisch in die Zukunft projiziert, half ein Band der Wahlverwandtschaft zwischen beiden zu knüpfen. Der gemeinsame Nenner der hier zu betrachtenden Diener am Wort, als die sie die Menschheit zu vertreten haben, ist ihre innere Unruhe, verursacht durch ihr Wissen um die uralten Traditionen des auserwählten und verfolgten Volkes, ihre ewige Suche nach Verständnis, Liebe, die zwischen Hast, Zerknirschung und Euphorie in eine bessere Welt einzugehen schwankt: Sehnsucht nach der Welt ihrer geistig künstlerischen Bildungsjahre, kindliches Anklammern an eine mütterliche Lichtgestalt und Mittlerin zwischen einer diesseitigen und jenseitigen „Einbürgerung“; Kampf um Bindung und Wissen immer auf der Wanderschaft zu sein, treibt und ängstigt sie. Glaubenskraft (alttestamentarisch bei der Lasker, auf Christus ausgerichtet bei Werfel) erlöst sie nach langem Irren und Leiden.

Wie sie ihr Geschick trugen, zu was sie dadurch wurden, welche Ausdrucksform sie wählten und vor allem was ihr dichterisches Vermächtnis uns heute bedeutet, die wir noch auf der Wanderschaft sind, hängt von unserer persönlichen Betrachtungsweise ab, vergessen wir dabei aber nie, daß gerade ihre letzten Werke den treulos-treuen Freunden aus aller Welt gewidmet sind.

Hermann Kunisch

6. Sektion für Kunde des Christlichen Orients

Prof. Dr. Dr. Joseph Molitor (jetzt Lohmar-Weegen): „Auferstehung (Auferweckung) Jesu im Zeugnis der altaramäischen Tradition“.

Die christliche Heilsbotschaft (besora, erst dann ewangeljon) war ursprünglich gesprochenes Wort, Missionspredigt. Nach Paulus (1 Kor 15, 3) ist die Verkündigung, daß Jesus gestorben und aufgestanden ist (schon 1 Thess 4, 14), die Grundwahrheit des Urchristentums, die er zu Jerusalem von den Altaposteln empfangen hat und nun weitergibt. Und Paulus ist der einzige von den Zeugen, die den Auferstandenen mit eigenen Augen gesehen haben, der unmittelbar im NT davon zu uns spricht.

Nur die aramäische Sprachform, die der Herr gebrauchte und in der Paulus als ehemaliger Rabbischüler zu Hause war, vermittelte uns die volle Klangfülle der urapostolischen Predigt von der Auferstehung des Herrn. Das beweisen die aramäischen Termini, meist im griechischen Sprachkleide, in den paulinischen Hauptbriefen, wie „Unser Herr“ (Maran) und „Vater“ (Abba), ferner die griechische Umschreibung aramäischer Jesusworte (Leidensverkündigung und Auferstehungsbotschaft) vor allem im Markusevangelium und auch in der Johannestradition. Die Botschaft der palästinensischen Urgemeinde lautet demnach, wie auch Otto Betz (Tübingen) in der Besprechung meiner Schrift „Grundbegriffe der Jesusüberlieferung“ in der Theologischen Literaturzeitung bejahend feststellt: „Gott hat ihn aufgestellt“, nicht: „Gott hat ihn auferweckt“. – Jesus ist (syr. Markus 16, 6) „für sich“, d. h. aus eigener Kraft auferstanden, auch nach dem Zeugnis des syrischen Tatian und der gesamten altsyrischen Überlieferung.

Der Vortrag fand großes Interesse, wie die sich anschließende lebhaft Diskussionsbewies, an der sich auch Herr Kollege Vinzenz Hamp (München) mit seinen Schülern und sogar evangelische Theologen aus der Schule Karl Heinrich Rengstorfs (Münster) beteiligten.

Joseph Molitor

7. Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Die Verhandlungen waren aktuellen Fragen des Arbeitsrechts gewidmet. Den lebhaften Diskussionen lagen die beiden folgenden Referate zugrunde:

Professor Dr. Bernd Rütters (Konstanz): „Das Arbeitsrecht im Wandel der Industriegesellschaft“.

Der Referent entwickelte und begründete sechs Thesen: Die praktisch-soziale wie auch die systembezogen-politische Bedeutung des Arbeitsrechts in arbeitsteilig organisierten Industriegesellschaften wird eher steigen als abnehmen (1). Das Arbeitsrecht ist, seiner Entstehung wie seiner Funktion nach, nicht nur und nicht mehr in erster Linie ein staatliches Schutzgehäuse für sozial schwache Bevölkerungsschichten. Es regelt vielmehr den aktiven gesellschaftlichen und politischen Status der großen und staatstragenden Mehrheit der Bevölkerung dieses Gemeinwesens. Die fundamentale Bedeutung des Arbeitsrechts für die Stabilität und Entwicklung der Staatsverfassung und der Sozialordnung wird bei unverändertem Trend der gesellschaftlichen Entwicklung eher wachsen als abnehmen (2). Die Bundesrepublik braucht ein Mehr an ordnungspolitischer Entscheidung des Parlaments im Arbeitsrecht. Die Ersatzgesetzgebung des Bundesarbeitsgerichts ist keine Dauerlösung. Im Individual- und Arbeitsschutzrecht ist eine zusammenfassende Kodifikation möglich und geboten (3). Es ist rechtlich zulässig und im Funktionsinteresse der Tarifaufonomie geboten, sog. tarifliche Spannenklauseln zugunsten organisierter Arbeitnehmer bis zur Grenze durchschnittlicher Gewerkschaftsbeiträge zu vereinbaren (4). Eine Beschränkung der Tarifaufonomie wird der erste – vielleicht einmal notwendige – Schritt zur Beseitigung des marktwirtschaftlichen Systems sein (5). Arbeitsrecht und Eigentumsordnung sind in der sich wandelnden Industriegesellschaft eng verschränkt. Kernprobleme des Arbeitsrechts, wie das der Mitbestimmung, werden aus anderen vorausgehenden Grundentscheidungen der Rechtsordnung vorgeformt. Rein arbeitsrechtliche Lösungen solcher Probleme sind nicht mehr möglich. Das Arbeitsrecht ist ein Baustein der politischen Gesamtverfassung. Es wird daher in seinen Grundzügen von der politischen Gesamtkonzeption dieses Gesellschaftssystems geprägt (6).

Professor Dr. Theodor Tomandl (Wien): „Die Ambivalenz des kollektiven Arbeitsrechts“

Das seit gut 50 Jahren voll wirksame kollektive Arbeitsrecht hat sich zur Hebung der Lage der Arbeitnehmerschaft als ganzes glänzend bewährt: bessere Arbeitsbedingungen, machtvolle Gewerkschaften, entscheidungsfähige Betriebsräte sind sein unmittelbares Erbe. Als Reflexwirkungen haben sich aber neue Abhängigkeitsverhältnisse ausgebildet, die Minderheiten, speziell nonkonformistische Arbeitnehmer, gefährden können. Das kollektive Arbeitsrecht hat diesen Gefährdungen des Individuums, die durch die Möglichkeit eines Mißbrauches der Wirkungschancen der neuen kollektiven Mächte entstanden sind, bisher zu wenig Beachtung geschenkt. Es ist aber höchste Zeit, sich auch im kollektiven Arbeitsrecht von den Klischeevorstellungen des 19. Jahrhunderts zu lösen. Jede geplante Neuordnung muß deshalb genauestens überprüft werden, ob sie neue Abhängigkeitsverhältnisse schafft. Die notwendige Verstärkung des Individualschutzes darf aber die Essenz des kollektiven Arbeitsrechtes nicht verwässern.

Alexander Hollerbach

8. Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

Gesamtthema der Veranstaltung: Stand und Problematik der Einkommenspolitik

Zu Beginn der Veranstaltung sprachen zunächst Professor Dr. J. Klaus, Nürnberg, und Dr. Klose, Wien.

Professor Dr. J. Klaus (Erlangen-Nürnberg): „Realisierungsprobleme der Einkommenspolitik in der Bundesrepublik Deutschland“.

In der Bundesrepublik Deutschland ist die gleichzeitige Verwirklichung aller wirtschaftspolitischen Ziele ohne den Einsatz der Einkommenspolitik nur zufällig möglich.

Sowohl aus Gerechtigkeits- als auch aus Effizienzgründen muß eine Einkommenspolitik alle wichtigen Einkommensarten erfassen, also neben den Löhnen insbesondere auch die Gewinne. Wenn sich jedoch zeigt, daß aus ordnungspolitischen und technischen Gründen eine Gewinnsteuerung auf Schwierigkeiten stößt, muß deshalb noch nicht grundsätzlich auf eine Lohnpolitik verzichtet werden: Falls durch Ergänzung des wirtschaftspolitischen Instrumentariums durch die Lohnpolitik ein effizientes Gesamtsystem geschaffen werden kann, wird indirekt auch die Gewinnentwicklung steuerbar.

Im Bereich der Lohnpolitik werden Leitlinienkonzepte dem komplexen Lohnbildungsprozeß nicht gerecht. Dagegen beinhaltet der Grundgedanke der Konzierten Aktion einen verwertbaren Ansatz. Ihre gegenwärtige Form stellt jedoch kein wirksames lohnpolitisches Instrument dar, weil selbst bei einer Einigung der Teilnehmer die Ergebnisse nicht verbindlich sind. Auch wenn aber die Verbindlichkeit gegeben wäre, bliebe die Beeinflussung der tatsächlichen Lohnentwicklung wegen der in der BRD gegebenen Struktur des Arbeitsmarktes und seiner Verbände sehr ungewiß.

Im Rahmen unserer Wirtschaftsordnung bestehen somit nur sehr begrenzte Möglichkeiten zu einer wirksamen Einkommenspolitik; deshalb können die gesetzten Ziele nur in seltenen Ausnahmefällen gleichzeitig erreicht werden. Wenn zur Beseitigung dieser unbefriedigenden Situation eine Änderung der Wirtschaftsordnung nicht in Frage kommt, muß daher der gesamtwirtschaftliche Zielkatalog becheidener formuliert werden.

DDDr. Alfred Klose (Wien): „Die Einkommenspolitik aus österreichischer Sicht“.

Die österreichische Einkommenspolitik wird neben den zuständigen staatlichen Preisbehörden vor allem durch den arteigenen Kontrollmechanismus der Paritätischen Preis-Lohn-Kommission bestimmt. Für dieses System ist die Ausbildung zentraler Interessenvertretungen auf Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite ebenso charakteristisch wie die Kooperation dieser Organisationen in gemeinsamen Institutionen sowohl untereinander als auch mit der Regierung; die bedeutendste Einrichtung dieser Art ist die Paritätische Preis-Lohn-Kommission, die durch einen ihrer Unterausschüsse, den Beirat für Wirtschafts- und Sozialfragen, auch über die Einkommenspolitik hinaus auf die österreichische Wirtschaftspolitik Einfluß nimmt. Die Lohnkontrolle der Paritätischen Preis-Lohn-Kommission bewirkt zumindest eine Einflußnahme auf die Preisentwicklung im Produktionssektor und in wichtigen Dienstleistungsbereichen. Trotz geringer Sanktionsmöglichkeiten ist ein beachtlicher Effekt bei der Lohn- und Preisbildung gegeben. Es gelingt vor allem, eine Streuung der Preis- und Lohnerhöhungen regional, zeitlich und nach Wirtschaftszweigen zu erzielen. Das einkommenspolitische Instrumentarium wurde allmählich durch Empfehlungen des Wirtschaftsbeirates vielfältiger; nach wie vor steht aber die Kontrollfunktion der Paritätischen Preis-Lohn-Kommission im Mittelpunkt.

Auf der Basis dieser Referate ergab sich eine sehr rege Diskussion. Sie kreiste vor allem um die Frage, ob nicht die deutsche Wirtschaftspolitik mit Hilfe der österreichischen Erfahrungen verbessert werden könnte. Man war sich dabei darüber einig, daß die österreichischen Erfahrungen nicht unmittelbar auf die Bundesrepublik übertragen werden können, weil vieles durch die verschiedene Entwicklung und die andersgeartete Mentalität der Bevölkerung bestimmt ist. Jedoch könnte wohl eine stärkere Verknüpfung von Lohn- und Preisproblemen bei den Verhandlungen der Konzierten Aktion auch für die BRD vorteilhaft sein.

J. Heinz Müller

9. Sektion für Kunstwissenschaft

Abteilung für Musikwissenschaft

Professor Dr. Josef Kuckertz (Köln): „Musik und Religion in Indien“.

Im Bereich der Religion hat die Musik allgemein den Zweck, das Opfer zu verstärken, seine Wirkung zu vergrößern und den Gläubigen ein tieferes Erlebnis des Opfers und anderer religiöser Gehalte zu vermitteln. Hierbei kann die Musik nur schmückendes Beiwerk sein; sie kann aber auch zum eigentlichen Träger von Ritual und Opfer werden.

Diesbezüglich sind auf dem indo-pakistanischen Subkontinent unter anderen die beiden extremsten Auffassungen vertreten. Man findet sie einerseits im bodenständigen Hinduismus, andererseits in dem aus dem asiatischen Westen eingeströmten Islam. Der Islam lehnt alle Musik als sündhaft ab, die nicht der Unterstützung des im Koran niedergelegten Gotteswortes dient. Eine religiöse Musik im weiteren Sinne konnte sich deshalb niemals entwickeln, und die Kunstmusik steht außerhalb der Religion. Für den Hinduismus dagegen hat die Musik als solche größte Bedeutung. Auch hier dient sie zunächst dazu, die heiligen Texte wirksamer vorzutragen. Daneben entstand ein großes Repertoire von Gesängen, deren Texte religiöse Dichtungen sind. Religiöse Texte und Vorstellungen durchdringen auch die Kunstmusik, so daß diese nahezu vollständig in die religiöse Sphäre einbezogen wird. Schließlich sind einige religiös-aesthetische Ideen des Hinduismus in der Struktur der Kunstmusik verwirklicht worden. Die indische Kunstmusik aber wird von Musikkünstlern beider Religionen – also Hindus und Moslems – gleichermaßen gepflegt.

Eine rege Diskussion über Fragen der außereuropäischen Musik und Kulturen schloß sich an.

K. G. Fellerer

10. Sektion für Volkskunde

Am 5. Oktober 1971 hielt Professor Dr. Josef Dünninger von der Universität Würzburg einen eindrucksvollen Vortrag über „Volksfrömmigkeit und Aufklärung in Franken“, an den sich eine rege, den Ausführungen des Referenten weithin zustimmende Diskussion anschloß.

Nikolaus Grass

11. Sektion für Naturwissenschaft und Technik

In den naturwissenschaftlichen Sektion sollte diesmal zunächst Johannes Kepler's gedacht werden. Es sprach Prof. Dr. Konradin Ferrari d'Occhieppo (Wien) über „Kepler's neue astronomische Methoden“. Prof. Ferrari führte aus:

Zur Entdeckung der anscheinend so einfachen Kepler'schen Planetensetze bedurfte es der Entwicklung wesentlich neuerer Methoden: Kepler hat als erster die Bestimmung der Form und Lage der Bahnen von der Frage nach der Art der Geschwindigkeitsänderungen getrennt und dabei einzig die Hypothese strenger Periodizität innerhalb relativ kurzer Zeiträume beibehalten. Die Verarbeitung eines riesigen Beobachtungsmaterials erlaubte die reinliche Trennung systematischer Verbesserungen von zufälligen kleinen Fehlern. Eine geniale Differenzformel war der erste Schritt zum schwer errungenen dritten Gesetz. In dem ganz neuen Versuch eines physikalischen Verständnisses der Planetenbewegung war Kepler zeitlich und sachlich Galilei weit voraus. Dasselbe gilt von seinem richtungsweisenden Werk über Dioptrik, das die Erfindungen des astronomischen Fernrohrs und des Tele-Objektivs sowie die früheste geometrisch-optisch richtige Theorie des Holländischen Fernrohrs enthält.

Seit langem ist in der Sektion die Medizin nicht mehr zur Sprache gekommen, und so wurde Prof. Dr. A. W. von Eiff (Bonn) gebeten, ein medizinisches Thema zu behandeln, er wählte: „Mensch und Lärm“. Prof. von Eiff führte aus:

Der Kampf gegen den Lärm kann nur auf der Basis eines exakten Materials über die Wirkung des Lärms auf den Menschen geführt werden. Die entsprechende Grundlagenforschung erfordert eine intensive interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Physikern, Soziologen, Psychologen und Medizinern.

Erstmals ist eine solche Teamarbeit in einem Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft verwirklicht worden, in dem die Auswirkungen des Fluglärms auf die Münchener Bevölkerung untersucht wurde. Die Schwierigkeiten, mit denen die einzelnen Disziplinen bei der Lärmforschung zu kämpfen haben, sind weitgehend unbekannt, so daß der Gesetzgeber ohne engen Kontakt mit den entsprechenden wissenschaftlichen Institutionen Gefahr läuft, unsachgemäße Entscheidungen in der Bekämpfung dieses Umweltschadens zu treffen.

An jedes der beiden Referate schloß sich eine eingehende Diskussion an, welche äußerst fruchtbar verlief und viele Aspekte der beiden Referate genauer zu erläutern gestattete.

Joseph Meurers

12. Sektion für Politische Wissenschaft und Soziologie

Abteilung Soziologie

In der Soziologischen Abteilung wurden drei Aspekte behandelt, die für die gegenwärtige Gesellschaftsstruktur von besonderem Interesse sind:

Prof. Dr. W. Siebel (Saarbrücken): „Die Entwicklung der modernen katholischen Theologie unter soziologischem Aspekt“.

Dr. W. Lipp (Bochum): „Plan und Gründung – Zur Soziologie des institutionellen Neubaus“.

Dr. D. Grieswelle (Saarbrücken): „Verhaltenssteuerung im Bereich der Abtreibung durch religiöse Orientierung“.

Im ersten Vortrag wurde die veränderte soziale Stellung der Theologen, speziell der Universitäts-theologen, seit dem Vatikanischen Konzil analysiert. Anhand beispielhaft herangezogener Schriften einzelner Theologen wurde demonstriert, daß das Selbst- und Herrschaftsbewußtsein der Theologen ganz erheblich angestiegen ist und sich Interessentenstandpunkte vielfach durchgesetzt haben, die das Handeln der Theologen in Richtung auf eine Verfestigung und Ausweitung ihres Einfluß- und Herrschaftsraumes drängen.

Entscheidend hat zu diesem Wandel, der vielfache Konsequenzen in der Struktur der gegenwärtigen Kirche hat, beigetragen, daß die Verurteilung von theologischen Schriften seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil in einer Form betrieben wird, die einem Strafprozeß ähnelt, während es der Sache nach um eine Zensuraufgabe der Kirche geht, die heute zum Nachteil der Gläubigen kaum mehr ausgeübt wird.

Im zweiten Vortrag wurde davon ausgegangen, daß „Plan“ und „Gründung“ als wichtige, vor allem heute in einer Epoche des Wandels, beherrschende Handlungsfiguren aufzufassen sind. Sie strukturieren Innovationsprozesse, den Um- und Neubau sozialer Institutionen, auf je verschiedene, wenn gleich notwendig aufeinander bezogene Weise.

Die aktuelle Diskussion, die – wie es vielfach der Fall ist – das Thema „Gründung“ einklammert und sich allein auf die Kategorie des Plans bezieht, muß sich vor diesem Hintergrund mit spezifischen, planungstheoretischen Antinomien konfrontiert sehen. Sie liegen einmal, entscheidungslogisch gesehen, darin, daß das Rationalitätsgebot des Plans dazu tendiert, von außen gesetzte „Sachzwänge“, d. h. letztlich totalitäre Herrschaft zu legitimieren; und sie liegen zum anderen, systemlogisch gesehen, darin, daß der Prozeßcharakter des Plans es nahelegt, sowohl die Zielstrukturen variabel, ja gewissermaßen „beliebig“ zu halten, als auch die Planungsträger, die die Planverwirklichung zu verantworten haben, in die gesellschaftliche Anonymität zurücktreten zu lassen.

Demgegenüber impliziert der Gründungsgedanke, der angesichts der technisch-zweckhaften Aspekte des Plans, die in der Regel überbewertet werden, das ideativ-symbolische Moment betont, die Repräsentation gerade der konkreten, namentlich politischen Zuständigkeit. Pläne werden in Gründungen, die einem verantwortlichen, die Gründungsidee auch gegen Widerstände darstellenden Subjekt zuzu-

rechnen sind, gesellschaftlich-geschichtlich erst verankert. Eine Soziologie des institutionellen Neubaus, der hier zugleich die Gestaltungsmöglichkeiten der gegebenen, pluralistischen Demokratie erfassen könnte, dürfte in der Analyse des Phänomens der Gründung, die bisher noch aussteht, wesentliche Anregungen erfahren.

Der Anlaß für die Problematik des dritten Vortrages war: einerseits, daß das Soziologische Institut der Universität des Saarlandes unter Leitung von Prof. Dr. W. Siebel eine Untersuchung zum Problem der Abtreibung durchführte, zum anderen, daß eine breite öffentliche Diskussion um den Paragraphen 218 StGB stattfindet. Um der politischen Aktualität willen, aber noch mehr, um die Voraussetzung zu schaffen, die spezielle Fragestellung, den Zusammenhang von Abtreibung und Religion, im richtigen Kontext zu sehen, wurden die wichtigsten Ergebnisse des empirischen Teils der genannten Untersuchung referiert.

1. Religiös gebundene Protestanten urteilen viel weniger liberal als ihre Konfessionsgenossen mit einem geringeren Grad der Religiosität; da die evangelische Kirche, besonders in ihren führenden theologischen Repräsentanten, jedoch in der Beurteilung des induzierten Aborts sehr kontrovers Stellung genommen hat, sind die Meinungsdivergenzen nicht so groß wie unter religiös engagierten und indifferenten Katholiken;

2. Religiös wenig gebundene Katholiken unterscheiden sich nicht wesentlich von ihrem evangelischen Pendant;

3. Katholiken mit stark religiösem Engagement zeigen starke Einstellungsdifferenzen im Bereich der Abtreibung zu ihrem protestantischen Pendant;

4. Da der Anteil der religiös Überzeugten unter den Katholiken größer ist als unter den Protestanten, kommt der Konfession, obwohl sie nicht die primäre Einflußgröße ist, über die Religiosität Bedeutung zu.

An die Vorträge schloß sich jeweils eine lebhafte Diskussion an. Vor dem Vortragsprogramm der Sektion wurden über die Forschungsaktivitäten der Sektion berichtet. Danach liegen von kompetenten Fachleuten 15 Expertisen zum Thema „Religion und Kirche in der modernen Gesellschaft“ vor. Das Ergebnis der Forschungen wird demnächst veröffentlicht werden.

Jakobus Wössner

Jahresbericht

Zusammengestellt von Generalsekretär Professor Dr. Johannes Herrmann

I. Vorstand und Sektionsleiter

Protektor :

Se. Eminenz Dr. Joseph Kardinal Frings

Vorstand :

Präsident:

Professor Dr. Paul Mikat, MdB, Kultusminister a. D., 4 Düsseldorf, Erich-Hoepner-Str. 21

Vizepräsident:

Professor Dr. Dr. h. c. Johannes Spörl, 8 München 40, Kaiserstraße 59

Generalsekretär:

Professor Dr. Johannes Herrmann, 852 Erlangen, Wolfsäckerweg 4

Stellvertretender Generalsekretär:

Prälat Professor Dr. Dr. Wilhelm Keilbach, 8 München 13, Hiltenspergerstraße 107

Beisitzer:

Professor Dr. Clemens Bauer, 78 Freiburg/Br., Hansastraße 10

Professor Dr. Erwin Iserloh, 44 Münster/Westf., Krumme Straße 46

Professor Dr. Hans Maier, Staatsminister für Unterricht und Kultus, 8 München 50, Naupliastraße 104

Professor Dr. Joseph Meurers, Wien XVIII/Österreich, Türkenschanzstraße 17

Professor Dr. Max Müller, 78 Freiburg, Kartäuserstraße 136

Prälat Professor Dr. Bernhard Welte, 78 Freiburg/Br., Bürgerwehrstraße 32

Sektionsleiter :

Sektion für Philosophie:

Professor Dr. Hermann Krings, 8 München 19, Zuccalisträße 19a

Sektion für Pädagogik:

Professor Dr. Marian Heitger, A 1140 Wien, Linzer Straße 352

Sektion für Psychologie und Psychotherapie:

Professor Dr. Wilhelm Josef Revers, Salzburg, Akademiestraße 15

Sektion für Geschichte:

Professor Dr. Dr. h. c. Johannes Spörl, 8 München 40, Kaiserstraße 59

Sektion für Altertumskunde:

Professor Dr. Hans Ulrich Instinsky, 65 Mainz, Liegnitzer Straße 3

Sektion für Sprach- und Literaturwissenschaft:

Abteilung für klassische Philologie:

Professor Dr. Martin Sicherl, 44 Münster/W., Weierstraßweg 8

Abteilung für romanische Philologie:

Professor Dr. Theo Berchem, 8702 Würzburg-Lengfeld, Dorfgraben 14

Abteilung für deutsche Philologie:

Professor Dr. Hermann Kunisch, 8 München 19, Nürnberger Straße 63

Sektion für Kunde des christlichen Orients:

Professor Dr. Dr. Joseph Molitor, 5204 Lohmar 1 – Weegen, Amselweg 21

Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft:

Professor Dr. Alexander Hollerbach, 7801 Hugstetten, Parkstraße 8

Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft:

Professor Dr. J. Heinz Müller, 7815 Kirchzarten, Ringstraße 13

Sektion für Kunstwissenschaft:

Abteilung für Kunstgeschichte:

Professor Dr. Wolfgang Braunfels, 8 München, Universität

Abteilung für Musikwissenschaft:

Professor Dr. Dr. h. c. Karl Gustav Fellerer, 5 Köln 41, Biggestraße 17

Sektion für Volkskunde:

Professor Dr. Dr. Dr. Nikolaus Grass, Innsbruck, Meraner Straße 9

Sektion für Naturwissenschaft und Technik:

Professor Dr. Joseph Meurers, Wien XVIII, Türkenschanzstr. 17

Sektion für Politische Wissenschaft und Soziologie:

Abteilung für Politische Wissenschaft:

Professor Dr. Hans Maier, Staatsminister für Unterricht und Kultus, 8 München 50, Naupliastraße 104

Abteilung für Soziologie:

Professor Dr. Horst Jürgen Helle, 5105 Aachen-Laurensberg, Rüttschergasse 1a

II. Mitgliederstand

vom 1. Juni 1972

Mitglieder 1 851

davon:

a) lebenslängliche 69

b) zahlende 1 709

c) Teilnehmer 73

III. Beirat

- Adam, Adolf, Professor Dr., 65 Mainz-Finthen, Budenheimer Str. 52
Appel, Otto, Dr., Regierungsdirektor, 6 Frankfurt/M., Finkenhofstr. 20
Asselmeyer, Fritz, Professor Dr., 8 München 23, Willi-Graf-Str. 17/8
Bachem, Franz Carl, Dr., Verleger, 7758 Meersburg-Riedetsweiler, Haus am Dullenberg
Backes, Ignaz, Professor Dr., 55 Trier-Olewig, Auf der Ayl
Bader, Karl Siegfried, Professor Dr., Zürich 32, Cäcilienstr. 5
Bauer, Clemens, Professor Dr., 78 Freiburg/Br., Hansastr. 10
Biedenkopf, Kurt, Professor Dr., 463 Bochum-Querenburg, Charlottenstr. 75
Boehm, Laetitia, Professor Dr., 8 München 2, Amalienstr. 19 II.
Bosch, Friedrich Wilhelm, Professor Dr., 53 Bonn-Bad Godesberg, Plittersdorfer Str. 130
Braubach, Max, Professor Dr. Dr. h. c., 53 Bonn, Endenicher Allee 5
Braunfels, Wolfgang, Professor Dr., 8 München, Universität
Broermann, Johannes, Dr., Ministerialrat a. D., 1 Berlin-Steglitz, Klingsohrstr. 48
Brohm, Winfried, Professor Dr., 48 Bielefeld, Melanchthonstr. 45
Brück, Anton, Professor DDr., 65 Mainz, Domstr. 14
Büchner, Franz, Professor Dr., 78 Freiburg/Br., Holbeinstr. 32
Christian, Paul, Professor Dr., 69 Heidelberg-Wieblingen, Neckarauer Str. 8
Deiningner, Heinz Friedrich, Dr. Archivdirektor a. D., 89 Augsburg, Rosenastr. 58
Dempf Alois, Prof. Dr., 8 München 81, Felix-Dahn-Str. 2a
Dolch, Heimo, Professor Dr. Dr., 534 Bad Honnef, Messbeuel 6
Dorneich, Julius, Dr., Verleger, 78 Freiburg/Br., Wintererstr. 76
Dregger, Alfred, Dr., Oberbürgermeister, 64 Fulda, Über der Aue 5
Eibel, Hermann, Direktor Dr., Regierungsrat a. D., 65 Mainz, Am Fort Gonsenheim 35
Elsen, Franz, Dr., Staatsbankdirektor, 8 München 2, Max-Joseph-Str. 8
Elsener, Ferdinand, Professor Dr., 74 Tübingen, Hennentalweg 25
Engels, Odilo, Dr., 808 Fürstenfeldbruck, Waldstr. 34
Eser, Albin, Professor Dr., 48 Bielefeld, Kurt-Schumacher-Str. 6 (Universität)
Ewig, Eugen, Professor Dr., 53 Bonn-Ippendorf, Saalestr. 10
Feldmann, Erich, Professor Dr., 5301 Röttgen, Falkenweg 3
Fellerer, Karl Gustav, Professor Dr. Dr. h. c., 5 Köln 41, Biggestr. 17
Ferrari d'Occhieppo, Graf, Professor Dr., A 1180 Wien, Türkenschanzstr. 17
Fink, Hugo, Dr. Staatssekretär, 8 München 22, Odeonsplatz 3
Flasche, Hans, Professor Dr., 2 Hamburg 13, Isestr. 115
Franken, Joseph P., Minister a. D., 53 Bonn-Bad Godesberg, Gerh.-Rohlf's-Str. 30
Freudenberger, Theobald, Professor Dr., 87 Würzburg, Steubenstr. 13
Friesenhahn, Ernst, Professor Dr., Dr., h. c., 53 Bonn, Wegelerstr. 2
Gaul, Heinrich, Prälat Dr., Domkapitular, 43 Essen, Steubenstr. 49
von Gebsattel, Victor Emil, Freiherr, Professor Dr., 86 Bamberg, Jakobsplatz 4
Geyer, Bernhard, Prälat Professor Dr., 53 Bonn, Händelstr. 9
Gieraths, Gundolf, O. P., Professor Dr., I 00184 Roma, Largo Angelicum 1, Pont. Università di San Tommaso d'Aquino
Grass, Nikolaus, Professor Dr. Dr. Dr., Innsbruck, Meraner Str. 9
Greiß, Franz, Dr. h. c., Generaldirektor, Vize-Präsident der Industrie- und Handelskammer, 5 Köln 41, Werthmannstr. 5
Griera, Antonio, Prälat Professor Dr., Castellar del Vallés (Barcelona) C. del Hospital, 3
Gross, Heinrich, Professor Dr., 84 Regensburg, Agnesstr. 13

Gugumus, Johannes Emil, Professor Dr., 67 Ludwigshafen, Lagewiesenstr. 29
 Habscheid, Walter J., Professor Dr., 8702 Veitshöchheim, Schillerstraße
 Halder, Alois, Universitätsdozent Dr., 8 München 9, Schönstr. 39
 Hanssler, Bernhard, Prälat, Città del Vaticano, Via della Sagrestia, 17
 Hardick, Lothar, O.F.M., Dr., 44 Münster/Westf., Hörsterplatz 5
 Hatzfeld, Helmut, Professor Dr., Washington, U.S.A., Catholic University of America
 Hegel, Eduard, Professor Dr. Dr., 53 Bonn, Gregor-Mendel-Str. 29
 Heggelbacher, Othmar, Professor Dr., 86 Bamberg, Weide 8
 Hellmann, Manfred, Professor Dr., 44 Münster/Westf., Im Drostebusch 3b
 Hemmerle, Klaus, Professor Dr., 53 Bonn-Bad Godesberg, Hochkreuzallee 246
 Herder-Dorneich, Theophil, Kommerzienrat Dr., 78 Freiburg/Br., Hermann-Herder-
 Straße 4
 Hermens, Ferdinand A., Professor Dr., 5 Köln-Lindenthal, Schallstr. 6
 Herrmann, Johannes, Professor Dr., Generalsekretär, 852 Erlangen, Wolfsäckerweg 4
 Heyer, Friedrich, Professor Dr., 53 Bonn, Humboldtstr. 35
 Hoberg, Hermann, Prälat Dr., Città del Vaticano, Via della Sagrestia, 17
 Hofmann, Rudolf, Professor Dr., 78 Freiburg/Br., Burgunderstr. 17
 Hollerbach, Alexander, Professor Dr., 7801 Hugstetten, Parkstr. 8
 Hommes, Ulrich, Professor Dr. Dr., 84 Regensburg, Universität
 Honselmann, Klemens, Professor Dr., 479 Paderborn, Leostr. 19
 Holzamer, Karl, Professor Dr., 65 Mainz, Friedrich-Schneider-Str. 32
 Hopmann, Josef, Professor Dr., 53 Bonn, Meckenheimer Allee 153
 Hübinger, Paul Egon, Professor Dr., Ministerialdirektor a. D., 53 Bonn-Venusberg, Am
 Paulshof 6
 Instinsky, Hans Ulrich, Professor Dr., 65 Mainz, Liegnitzer Str. 3
 Iserloh, Erwin, Professor Dr., 44 Münster/W., Krumme Str. 46
 Jedin, Hubert, Prälat Professor Dr. Dr. h. c., 53 Bonn-Venusberg, Am Paulshof 1
 Juretschke, Hans, Professor Dr., Madrid, Andrés Mellado, 76
 Kallen, Gerhard, Professor Dr., 4040 Neuß/Rh., Schorlemerstr. 103
 Kampmann, Theoderich, Professor Dr., 8 München 60, Plankenfelder Str. 15
 Kannengießer, Josef, Dr., Verleger, 45 Osnabrück, Mozartstr. 54
 Keilbach, Wilhelm, Prälat Professor Dr. Dr., stellvertr. Generalsekretär, 8 München 13,
 Hiltenspergerstr. 107
 Keim, Walter, Ministerialdirigent, Professor Dr. Dr., 8 München 2, Barerstr. 11
 Kellermann, Wilhelm, Professor Dr., 34 Göttingen, Calsowstr. 71
 Kist, Johannes, Professor Dr., 8550 Forchheim, Karolingerstr. 35
 Klaus, Josef, Dr., Bundeskanzler a. D., A 1010 Wien, Rotenturmstr. 1
 Kluxen, Wolfgang, Professor Dr., 463 Bochum-Querenburg, Äskulapweg 20
 Kneißl, Max, Professor Dr. Dr. e. h., 8 München 50, Wintrichring 89
 Koeßler, Paul, Professor Dr.-Ing., 8221 Inzell, Kreuzbaumstr. 17
 Köhler, Oskar, Professor Dr., Verlagsdirektor, 78 Freiburg/Br., Sickingenstr. 35
 Kölmel, Wilhelm, Privatdozent Dr., 7505 Ettlingen, Adolf-Kolping-Str. 28
 Kraft, Otto, Bankdirektor, 44 Essen, National-Bank
 Kramer, Theodor, Domkapitular Dr., 87 Würzburg, Herrnstr. 2a
 Kraus, Andreas, Professor Dr., 84 Regensburg, Phil.-Theol. Hochschule
 Krausen, Edgar, Dr. Archivdirektor, 8 München 90, Andreas-Hofer-Str. 20
 Krings, Hermann, Professor Dr., 8 München 19, Zuccalistr. 19a
 Krings, Walter, Professor Dr., 51 Aachen, Pommerotterweg 16

Küchenhoff, Günther, Professor Dr., 87 Würzburg, Trautenauer Str. 28
 Kunisch, Hermann, Professor Dr., 8 München 19, Nürnberger Str. 63
 Lakebrink, Bernhard, Professor Dr., 78 Freiburg-Littenweiler, Aumattenweg 8
 Lausberg, Heinrich, Professor Dr., 44 Münster/Westf., v.-Bodelschwingh-Str. 14
 Lenhart, Ludwig, Professor Dr., 65 Mainz, Liebfrauenplatz 6
 Lenz, Johannes, Prälat Professor Dr., Domkapitular, 55 Trier, Domfreihof 5
 Lenz, Joseph, Professor Dr., 55 Trier-Pallien, Rudolphinum
 Lenzenweger, Josef, Professor DDr., 463 Bochum, Roomersheide 71
 Lettenbauer, Wilhelm, Professor Dr., 7812 Bad Krozingen, St.-Trudpert-Str. 47
 Litzenburger, Ludwig, Dr., Oberstudienrat, 673 Neustadt/Weinstr., Siegfriedstr. 15
 Lortz, Joseph, Professor Dr., 65 Mainz, Höfchen 5
 Lutterotti, Markus von, Professor Dr., 78 Freiburg/Br., Loretto Krankenhaus
 Lutz, Heinrich, Professor Dr., A 1090 Wien, Universitätsstr. 10
 Lützel, Heinrich, Professor Dr., 53 Bonn, Niebuhrstr. 19
 Maier, Hans, Professor Dr., Staatsminister für Unterricht und Kultus, 8 München 50,
 Naupliastr. 104
 Marx, August, Professor Dr., 68 Mannheim, Wirtschaftshochschule
 Maunz, Theodor, Professor Dr., Kultusminister a. D., 8032 München-Gräfelfing, Hart-
 nagelstr. 3
 Mayer, Franz, Professor Dr., 84 Regensburg, Universitätsstr. 31
 Mayer-Maly, Theo, Professor Dr., Salzburg, Weiserstr. 6c
 Meister, Walter, Rechtsanwalt und Notar, 6 Frankfurt/M., Droysenstr. 5
 Merzbacher, Friedrich, Professor Dr. Dr., 87 Würzburg, Neubergstr. 9
 Messmer, Reinhold O.F.M., Professor Dr. Dr., A 1010 Wien 1, Franziskanerplatz 4
 Meurers, Joseph, Professor Dr., Wien XVIII, Türkenschanzstr. 17
 Michels, Thomas, O. S. B., Professor Dr., Salzburg, Nonnberggasse 2
 Michl, Johann, Professor Dr., 8 München 40, Kaiserstr. 21
 Mikat, Paul, Professor Dr., Präsident, MdB, Kultusminister a. D., 4 Düsseldorf, Erich-
 Hoepner-Str. 21
 Molitor, Joseph, Professor DDr., 5204 Lohmar 1 – Weegen, Amselweg 21
 Morsey, Rudolf, Professor Dr., 8706 Höchberg, Am Pfad 15
 Mörsdorf, Klaus, Professor DDr., 8035 Gauting, Junkersstr. 3
 Mosler, Hermann, Professor Dr., 69 Heidelberg-Handschuhsheim, Mühlthalstr. 117
 Mülher, Robert, Professor Dr., Wien VIII, Alserstr. 69
 Müller, J. Heinz, Professor Dr., 7815 Kirchzarten, Ringstr. 13
 Müller, Max, Professor Dr., 78 Freiburg, Kartäuserstr. 136
 Nell-Breuning, Oswald von, S. J., Professor Dr., 6 Frankfurt/M.-Süd, Offenbacher
 Landstr. 224
 Nettesheim, Josefine, Dr., 44 Münster, Kanalstr. 12
 Oelmüller, W., Professor Dr., 44 Münster, Studtstr. 1
 Olesch, R., Professor Dr., 504 Brühl-Badorf, Buchenweg 9
 Oswald, Josef, Prälat Professor Dr., 839 Passau, Heiliggeistgasse 6
 Pascher, Joseph, Prälat Professor Dr., 8 München 22, Professor-Huber-Platz 1
 Peters, Karl, Professor Dr., 74 Tübingen, Friedr.-Dannenmann-Str. 24/1
 Pfeil, Hans, Professor DDr., 86 Bamberg, Obere Karolinenstr. 6
 Pfister, Bernhard, Professor Dr., 8021 Icking/Isartal, Egartsteig 6
 Piel, Joseph M., Professor Dr. Dr., 5 Köln-Braunsfeld, Raschdorffstr. 6
 Platzeck, Erhard, Professor Dr., OFM, Rom, Via Merulana, 124

Poll, Bernhard, Archivdirektor Dr., 51 Aachen, Höfchensweg 94
 Pötter, Walter, Dr., Präsident des Verfassungsgerichtshofs und des Oberverwaltungs-
 gerichts Nordrhein-Westfalen a. D., 44 Münster, Fliegerstr. 9
 Pralle, Ludwig, Professor DDr., Domkapitular, 64 Fulda, Domdechanei 5
 Pünder, Hermann, Dr. Dr. h. c., Oberdirektor a. D., 5 Köln-Marienburg, Marienburger
 Straße 42
 Raab, Heribert, Professor Dr., Fribourg/Schweiz, Notre Dame de la Route Cormanon
 Reiners, Heribert, Professor Dr., 7762 Ludwigshafen/Bodensee
 Reinhard, Wolfgang, Dr., I 00168 Roma, Via Pietro Adami 39 int. 16
 Repgen, Konrad, Professor Dr., 53 Bonn-Ippendorf, Saalestr. 6
 Revers, Wilhelm Josef, Professor Dr., Salzburg, Akademiestr. 15
 Rintelen, Fritz-Joachim von, Professor Dr. Dr. h. c., 65 Mainz, Salvatorstr. 1
 Rogger, Iginio, Professor Dr., Trento/Italien, Via Milano, 106
 Rohr, Fritz, Dr.-Ing., 69 Heidelberg, Obere Neckarstr. 18
 Rombach, Heinrich, Professor Dr., 87 Würzburg, Judenbühlweg 25a
 Röttgen, Peter, Professor Dr., 53 Bonn-Venusberg, Heinrich-Fritsch-Str. 16
 Scheuermann, Konrad Audomar, Professor Dr., 8 München, Professor-Huber-Platz
 Schick, Eduard, Professor Dr., Weibischhof, 64 Fulda, Domdechanei 4
 Schieffer, Theodor, Professor Dr., 53 Bonn-Bad Godesberg, Augustastr. 91
 Schmaus, Michael, Prälat Professor Dr., 8035 Gauting, Junkersstr. 5
 Schmidinger, Heinrich, Professor Dr., Rom, Viale Bruno Buozzi, 113
 Schmidt, Aloys, Dr., Staatsarchivdirektor a. D., 653 Worms, Renzstr. 2
 Schneider, Friedrich, Professor Dr., 8 München 13, Josephplatz 5
 Schnith, Karl, Privatdozent Dr., 8 München 23, Rümmerstr. 57
 Schramm, Edmund, Professor Dr., 65 Mainz, Friedr.-von-Pfeiffer-Weg 7
 Schuberth, Hans, Dr.-Ing., Bundesminister a. D., 8014 Neubiberg, Tannenstr. 35a
 Schwab, Dieter, Professor Dr., 63 Gießen, Pestalozzistr. 44
 Schwab, Georg-Maria, Professor Dr., 8 München 2, Sophienstr. 11
 Schwarz, Albert, Professor Dr., 805 Freising b. München, Seilerbrückenstr. 22a
 Servais, Albert, Oberstadtdirektor a. D., 51 Aachen, Limburger Str. 3
 Sicherl, Martin, Professor Dr., 44 Münster, Weierstraßweg 8
 Siebel, Wiegand, Professor Dr., 66 Saarbrücken, Soziologisches Institut der Universität
 Smolka, Georg, Professor Dr., 8031 Wessling/Obb.
 Spörl, Johannes, Professor Dr. Dr. h. c., Vizepräsident, 8 München 40, Kaiserstr. 59
 Stasiewski, Bernhard, Professor Dr. Dr., 533 Königswinter-Ittenbach, Pfarrer-Franssen-
 Weg 2
 Stegmüller, Friedrich, Professor Dr., 78 Freiburg, Sternwaldstr. 21
 Stein, Karl, Pfarrer, 679 Landstuhl, Hauptstr. 22
 Stippel, Fritz, Professor Dr., 8 München 60, Stücklenstr. 1
 Stoeckle, Hermann Maria, Prälat Dr., Città del Vaticano
 Sydow, Jürgen, Professor Dr., 7401 Tübingen-Lustnau, Jürgensenstr. 32
 Szydzik, Stanis-Edmund, Dr., 53 Bonn, Am Venusbergweg 1
 Teichtweier, Georg, Professor, Dr., 87 Würzburg, Peterplatz 8
 Thomas, Alois, Prälat Professor Dr., Bistumsarchivar, 55 Trier, Domfreihof 2
 Thurnher, Eugen, Professor Dr., Innsbruck, Universität
 Vincke, Johannes, Prälat Professor DDr., 78 Freiburg/Br., Immentalstr. 1
 Vives, José, Dr., Barcelona, Duran y Bas, 9-11
 Voelkl, Ludwig, Prälat Dr., 5503 Konz, Konrad-Adenauer-Str. 3

Vogel, Bernhard, Dr., Minister für Unterricht und Kultus des Landes Rheinland-Pfalz,
65 Mainz
Wallraff, Hermann-Josef, Professor Dr., 6 Frankfurt/M., Offenbacher Landstr. 224
Wegmann, August, Minister a. D., 29 Oldenburg, Jahnstr. 1
Weier, Joseph, Bischöfl. Rechtsrat Dr., 43 Essen, Kirchstr. 11
Welte, Bernhard, Prälat Professor Dr., 78 Freiburg/Br., Bürgerwehrstr. 32
Werb, Vinzenz, Verlagsleiter, 479 Paderborn, Warburger Str. 46
Wessels, Theodor, Professor Dr. Dr. h. c., 5 Köln-Lindenthal, Wüllnerstr. 137
Wilhelm, Julius, Professor Dr. Dr., 74 Tübingen, Olgastr. 6
Wimmer, August, Senatspräsident Dr. Dr., 53 Bonn, Endenicher Allee 16
Winklhofer, Alois, Professor Dr., 839 Passau, Heiliggeistgasse 2
Wittstadt, Klaus, Dr., 4401 Wolbeck, Moltkestr. 19
Wössner, Jakobus, Professor Dr., Linz/Österreich, Schablederweg 5
Wolff, Paul, Prälat, Dr. Dr., 533 Königswinter-Oberdollendorf, Heisterbacher Str. 130
Zahnen, Paul, Rechtsanwalt u. Notar, 43 Essen, Zweigertstr. 17
Zeeden, Ernst Walter, Professor Dr., 74 Tübingen, Mörikestr. 8
Ziegler, Joseph, Professor Dr., 87 Würzburg, Bismarckstr. 12

In Nürnberg neuberufene Beiratsmitglieder:

Grass, Franz, Professor Dr., A 6020 Innsbruck, Meraner Str. 9
Helle, Horst Jürgen, Professor Dr., 5105 Laurensberg, Rütschergasse 1a
Lill, Rudolf, Dr., Roma, Corso Vittorio Emanuele, 209
Schleißheimer, Bernhard, Professor Dr., 8831 Rebdorf b. Eichstätt, Am
Pflanzengarten 138

IV. Unsere Toten

Professor Dr. Drs. h. c. Hermann Conrad, Generalsekretär der Görres-Gesellschaft a. D.,
Bonn-Bad Godesberg-Mehlem
Professor Dr. Ernst Deuerlein, München
Professor Dr. Josef Dolch, Saarbrücken
Universitätskurator a. D. Dr. h. c. August Flesch, Münster-Gremmendorf
Professor Dr. August Franzen, Freiburg
Domkapitular Professor Dr. Alois Fuchs, Paderborn
Professor Dr. Joseph Grisar S. J., Rom
Pfarrer Eduard Haake, Hadamar
Professor Geistl. Rat Dr. Hermann Hoffmann, Leipzig
Professor Dr. Hubert Junker, Trier
Professor Dr. Günter Kieslich, Salzburg
Rektor Friedrich Köpping, Paderborn
Professor Dr. Dr. Karl Fr. Krämer, Denzlingen
Professor Dr. Anneliese Maier, Rom
Professor Dr. René Marcic, Salzburg
Dr. Wilhelm Peuler, Köln-Müngersdorf
Oberbürgermeister a. D. Dr. Cuno Raabe, Fulda
Erzpriester Professor Dr. Max Rauer, Berlin-Pankow
Professor Dr. Hans Rheinfelder, München-Obermenzing
Dr. Maria Schlüter-Hermkes, Rhöndorf

V. Institute und Auslandsbeziehungen

Das Römische Institut

Personalstand:

Direktor ad interim: Prälat Dr. Ludwig Voelkl, Rom

Beratender Ausschuß:

Univ.-Professor Dr. Paul Mikat, Präsident der G. G., Düsseldorf

Univ.-Professor Dr. Johannes Spörl, München

Univ.-Professor Dr. Hans Ulrich Instinsky, Mainz

Univ.-Professor Dr. Erwin Iserloh, Münster

Wissenschaftliche Mitarbeiter

Frl. Dr. Martha Wegan, Rom (Architekturgeschichte)

Stipendiaten

Dr. Christoph Weber (Geschichte des Staatssekretariats)

Dr. Joachim Pöschke (Kunstgeschichte) bis 31. März 1971

Fachbearbeiter:

Dr. Burkhard Roberg, Bonn (Nuntiaturberichte)

Dr. Klaus Wittstadt, Münster (Nuntiaturberichte)

Dr. Wolfgang Reinhard, Rom/Freiburg (Nuntiaturberichte)

Prälat Dr. Hermann Hoberg, Päpstliche Finanzpolitik im 16. Jahrhundert

Bibliothekarin:

Dipl.-Bibl. Frl. Monika Rüb (bis 31. März 1971)

Infolge längerer Abwesenheit des ausscheidenden Direktors von Rom blieb die Tätigkeit des Instituts auf die Verwaltung der Bibliothek, die Fortführung der Forschungsvorhaben und die Redaktion der Römischen Quartalschrift beschränkt. Am 31. Dezember 1971 ist der bisherige Direktor, der im Jahre 1971 die Geschäfte noch ad interim geführt hatte, von der Leitung des Instituts zurückgetreten. Professor Dr. Ambrosius Eßer OP wurde im Rahmen der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft auf Vorschlag des Vorstandes vom Beirat zum geschäftsführenden Direktor ernannt. Die Übergabe der Geschäfte erfolgte am 31. 12. 1971.

Die im Bereich des Forschungsvorhabens „Architekturgeschichte“ erstellte Fotothek hat einen Neuzuwachs von 1000 Fotokopien aufzuweisen, so daß sich der Gesamtbestand auf mehr als 10000 Nummern beläuft. Die Vorarbeiten für die Veröffentlichung eines Sach- und Ortsregisters liegen vor. Der Bibliotheksbestand wurde um den Zuwachs von über 700 Neuzugängen vermehrt. Bedauerlicherweise brachte der im Altbau des Campo Santo Teutonico, in dem ein großer Teil der Bibliothek untergebracht ist, notwendig gewordene Umbau die Auslagerung eines größeren Teils der Bücher mit sich, Umstände, die ein normales Arbeiten in der Bibliothek über Gebühr erschwerten. Nach dem Ausscheiden von Frl. Rüb am 31. März 1971 wurden die Bibliotheksarbeiten von Frl. Dr. Wegan weitergeführt.

Forschungsvorhaben

Im Rahmen der Nuntiaturberichte ist der von Herrn Roberg bearbeitete Band II/3: Nuntius Ottavio Mirto Frangipani im Druck erschienen, im Druck befindet sich der von Herrn Reinhard bearbeitete Band V: Nuntius Antonio Albergati.

Zur Untersuchung der Geschichte des päpstlichen Staatssekretariats unter Papst Gregor XIII. hat Herr Weber die erforderlichen Vorarbeiten geleistet.

Band VII/2 der Vatikanischen Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzpolitik: Die Einnahmen unter Papst Innozenz VI., bearbeitet von Herrn Hoberg, stehen vor dem Erscheinen.

In dem Jahrgang 66 (1971) der Römischen Quartalschrift liegen folgende Veröffentlichungen vor:

An Aufsätzen:

Oskar Köhler, Engelbert Kirschbaum SJ.

Wolfgang Reinhard, Katholische Reform und Gegenreformation in der Kölner Nuntiatur 1584–1621. Aufgaben und erste Ergebnisse eines Editionsunternehmens der Görres-Gesellschaft.

Hans Ulrich Instinsky, Offene Fragen um Bischofsstuhl und Kaiserthron.

Klaus Jockenhövel, Eine Denkschrift des Lukas Holstenius über die Rekatholisierung Hamburgs.

Ludwig Voelkl, Grabungs- und Forschungsberichte.

Walter Nikolaus Schumacher, Reparatio vitae – Zum Programm der neuen Katakomben an der Via Latina zu Rom.

Klaus Gamber, Der Ordo Romanus IV, ein Dokument der ravennatischen Liturgie des 8. Jahrhunderts.

Hubert Jedin, Gustav Hohenlohe an Augustin Theiner 1850–1870.

Hubert Jedin, Kirchenhistorikerbriefe an Augustin Theiner.

An Rezensionen:

A. Batiaanse SCJ, Teodoro Ameyden (1586–1656). Un Neerlandese alla Corte di Roma, Studien van het Nederlands Historisch Instituut te Rome V 's'Gravenhage: Staatsdrukkerij 1967. XXIV und 428 Seiten, 4 Tafeln (Wolfgang Reinhard).

Cyrille Vogel, Introduction aux sources de l'histoire du culte chrétien au moyen âge = Biblioteca degli „Studi medievali“ I. Centro italiano di studi sull'alto medioevo. Spoleto: 1966. XXV und 385 Seiten (Walter von Arx).

J. F. Böhmer, Regesta Imperii, II. Sächsische Zeit, 5. Abteilung: Papstregesten 911 bis 1024, bearbeitet von Harald Zimmermann, Wien-Köln-Graz: Hermann Böhlau Nachf. 1969 XX. und 607 Seiten (Friedrich Kempf SJ.).

Vatikanische Akten zur Geschichte des deutschen Kulturkampfes. Leo XIII. Teil I: 1878 bis 1880, im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom bearbeitet von Rudolf Lill. – Tübingen: Niemeyer 1970. XXIII und 494 Seiten (Christoph Weber).

Ludwig Voelkl

A.

Die Tätigkeit des Instituts in Madrid gewann nach Abschluß des Umbaus seinen gewohnten Rhythmus zurück. Im Vordergrund stand wie bisher die Förderung des Forschungsvorhabens über „Spanien im Zeitalter der Französischen Revolution und der spanischen Befreiungskriege“.

1. Von den „Berichten der diplomatischen Vertreter des Wiener Hofes aus Spanien in der Regierungszeit Karls III.“ erschien im Frühjahr der erste Band. Die feierliche Übergabe an den Generalsekretär des Spanischen Forschungsrates, Professor González Alvarez, wurde durch den Präsidenten der Görres-Gesellschaft, Professor Mikat, am 24. Mai vorgenommen.

Der zweite Band der Berichte wurde inzwischen fertiggestellt und befindet sich im Druck.

2. Der erste Teil der Monographie über das Werk Fernández de Navarretes durch Professor Cañedo ist nahezu abgeschlossen. Verhandlungen über die Veröffentlichung wurden aufgenommen, um die Einbeziehung des umfangreichen Dokumententeils zu erreichen.

3. Die Forschungen über den spanischen Frühkonstitutionalismus und Antonio Capmany wurden fortgesetzt.

Nach der Fertigstellung des Umbaus des Instituts wurde die Neuordnung der Bücherbestände der Bibliothek vorgenommen und ist inzwischen zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Durch die Einrichtung des Magazins wurde der Raum für eine Zeitschriftenabteilung gewonnen.

Im Laufe des Jahres wurden folgende Vorträge gehalten:

27. 1. 71 Prof. Dr. Xavier de Salas Bosch, Univ. Madrid, Direktor des Museo del Prado: „El Adán y Eva de Durero, y otras pinturas del Museo del Prado“ (mit Lichtbildern). Ort: Bibliothek der GG. Veranstalter: GG.
23. 3. 71 Prof. Dr. Wolfgang Braunfels, Univ. München: „Die reformatorische Bewegung im Spiegel von Dürers Spätwerk“ (mit Lichtbildern). Die spanische Übersetzung des Textes lag den Hörern gedruckt vor. Ort: Bibliothek der GG. Veranstalter: Phil. Fakultät der Universität Madrid und GG.
26. 3. 71 Prof. Dr. Wolfgang Braunfels: „Karl V. und Tizian in Augsburg“, (mit Lichtbildern). Die spanische Übersetzung des Textes lag den Hörern gedruckt vor. Ort: Bibliothek der GG. Veranstalter: Phil. Fakultät der Universität Madrid und GG.
24. 5. 71 Prof. Dr. Paul Mikat, Univ. Bochum: „Lukanische Christusverkündigung und Kaiserkult. Zum Problem der christlichen Loyalität gegenüber dem Staat“. Die spanische Übersetzung des Textes lag den Hörern gedruckt vor. Ort: Bibliothek der GG. Veranstalter: GG.
3. 11. 71 Prof. Dr. Walter Dieminger, Lindau/Harz: „60 Jahre Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft. Strukturwandel einer Forschungsorganisation“ (mit Simultanübertragung). Ort: Patronato „Juan de la Cierva“/C.S.I.C. Veranstalter: Patronato und GG.
11. 11. 71 Prof. Dr. Angel González Alvarez, Univ. Madrid, Generalsekretär des Span. Forschungsrates: „El significado de la obra de Jaspers“. Ort: Bibliothek der GG. Veranstalter: GG.

Ferner hielt der Leiter des Instituts Madrid, Prof. Dr. H. Juretschke, zu dem generellen Thema „Aspectos fundamentales de la presencia alemana en la España del siglo XIX“ im Deutschen Kulturinstitut Madrid bisher folgende Vorträge:

21. 10. 71 „Primeros contactos entre dos sociedades espiritualmente alejadas“.

28. 10. 71 „Juan Valera o los descubrimientos de un diplomático e historiador“.

Die weiterhin geplanten Vorträge haben einmal den Einbruch der hegelianischen Linken mit dem naturwissenschaftlichen und materialistischen Gedankengut und zum anderen die Reaktion der konservativ-christlichen Richtung von Menéndez Pelayo zum Gegenstand.

B.

Die Arbeiten zum weitgespannten spanischen Mittelalter, die in den Archiven von Barcelona und Valencia ihre Mittelpunkte haben, gingen in gezielten Richtungen rüstig voran.

Herr Prof. Dr. Odilo Engels verlegte das Sprungbrett für seine hispanistischen Forschungen von München nach Köln, wohin er als Ordinarius für mittelalterliche Geschichte berufen wurde.

Herr Dr. Karl-Werner Gümpel, der die Stelle eines Associate Professor of Musicology der Universität Louisville (Kentucky) annahm, widmet sich weiterhin besonders der spanischen und katalanischen Musiktheorie.

Herr Privatdozent Dr. Winfried Küchler setzte einige Nachwuchskräfte auf spanische wirtschafts- und sozialgeschichtliche Themen an.

Frl. Dr. Uta Lindgren arbeitete sich in Barcelona in das katalanische Hospitalwesen ein, für das sie am Schluß des Jahres ein Stipendium der DFG erhielt.

Herr Dr. Hans Schadek vertiefte in Barcelona seine Studien zur Familiaritas der aragonischen Krone, speziell in Hinsicht auf den Problemkreis von Recht und Gnade, in dem die Familiaren eine bislang unerkannte mitentscheidende Rolle spielten.

Herr Stud.-Ass. Peter Schickl schloß die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aspekte der Frühzeit des Templerordens in Aragonien und Katalonien ab, um sie durch die Einbeziehung der kirchlichen und kirchenpolitischen Verhältnisse zu ergänzen.

Herr Stud.-Rat Bernd Schwenk vollendete in Barcelona die Materialsammlung zum öffentlichen Gastungswesen in den Ländern des aragonischen Staatenbundes und arbeitete den Entwurf der Darstellung aus.

Herr Stud.-Ref. Edmund Ohlendorf stand in der Auswertung des Materials zur gegenwärtigen (1940/70) inneren sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Differenzierung der katalanischen Hauptstadt Barcelona.

Der Unterzeichnete benutzte drei Archivreisen nach Barcelona und Madrid, um Untersuchungen zu Ruprecht von der Pfalz (in seinen Beziehungen zu Martin von Aragon) und zum Konstanzer Konzil abzuschließen. Mit U. Lindgren und H. Schadek beteiligte er sich Mitte April am „I Congreso de Historia del País Valenciano“ in Valencia, wo er eine Fachsitzung leitete sowie ein Referat über das königliche Patronatsrecht im Reich Valencia erstattete und Herr Schadek über die königliche Familiaritas in Valencia referierte. Der Internationale Kongreß der Stadtgeschichte (in Barcelona) ließ ihn und U. Lindgren auf einer Besichtigungsfahrt die Geschichte von Ampurias, Ullastret und Santa Pau erleben. Wieder einmal übten auch der Montserrat (am Gründonnerstag) und Tarrasa (am Ostermontag) ihre unvergeßliche Wirkung aus. Zu frohem Wiedersehen führten Besuche in San Cugat und dann auch in Castellar del Vallés, wo unser Jubilarfreund Prof. Dr. Antoni Giera mit dem beginnenden Frühling eine neue Residenz bezogen hat.

Im Rahmen der „*Spanischen Forschungen*“ gingen an die Druckerei: für die erste Reihe (Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens) *Band 27*; für die zweite Reihe (Monographien): *Band 15* (Ewald M. Vetter, „Die Kupferstiche zur Psalmódia Eucarística des Melchor Prieto von 1622“), der am Jahresschluß vor dem Fertigdruck stand, *Band 16* (José Luis Rojo Seijas, „Die philosophischen Notionen bei dem spanischen Philosophen Angel Amor Ruibal (1869–1930)“ und *Band 17* (Winfried Kuchler, Die Finanzen der Krone Aragons während des 15. Jahrhunderts (Alfons V. und Johann II.)“.

Johannes Vincke

Das Institut Lissabon und die Portugiesischen Forschungen

I. Personalstand

Direktor: Professor Dr. Hans Flasche, o. Professor an der Universität Hamburg, Mitglied des Gemischten Deutsch-Portugiesischen Kulturausschusses seit 1967

Beratender Ausschuß (entsprechend Festsetzung bei der Gründung des Instituts Lissabon (1962):

Professor Dr. J. M. Piel, Köln/Lissabon

Professor Dr. Johannes Spörl, München

Professor Dr. Friedrich Stegmüller, Freiburg i. Br.

Professor Dr. Johannes Vincke, Freiburg i. Br.

Wissenschaftlicher Assistent und Geschäftsführer: Dr. Rolf Nagel, Lissabon (Vieiraforschungsprojekt) (bis 31. 3. 1971)

Wissenschaftliche Assistentin und Geschäftsführerin: Dr. Helga Bauer, Lissabon (Vieiraforschungsprojekt) (ab 1. 4. 1971)

Stipendiaten:

Dr. Helga Bauer, Lissabon/Gießen (Vieiraforschungsprojekt) (1. 1. 1971–31. 3. 1971)

P. Pereira Gomes S. J., Lissabon (Vieiraforschungsprojekt) (s. frühere Berichte!)

Studienassessor Rüdiger Hoffmann (Vieiraforschungsprojekt) (ab 1. 8. 1971)

Buchbinder und Bürohilfe: Alipio Mota dos Santos, Lissabon

Facharbeiter: s. Forschungsvorhaben

II. Forschungsvorhaben (Vieiraforschungsprojekt)

1. *Edition* (die an der kritischen und kommentierten Edition beteiligten Autoren sind in alphabetischer Ordnung aufgeführt). Helga Bauer (Lissabon) bereitet die kritische und kommentierte Edition des Sermão do SS. Sacramento (1645) vor. – J. J. van den Besselaar (Nijmegen) förderte seine Editionsarbeit (História do Futuro) so weit, daß sie 1972 fertig vorliegen wird. – Maria de Fátima Viegas de Figueiredo Brauer (z. Z. Hamburg) bereitet die kritische und kommentierte Edition eines Sermão (Sermão do Esposo da May de Deos S. Joseph... 1642) weiter vor. – Rüdiger Hoffmann (z. Z. Lissabon) konnte seine Forschungsarbeit im Hinblick auf eine kritische und kommentierte Ausgabe des Sermão vom 16. 8. 1642 weitgehend fördern, so daß sie 1972 vorliegen wird. – Karl-Hermann Körner (Hamburg) förderte die Edition des von ihm ausgewählten, in drei Sprachen (portugiesisch, italienisch, spanisch) überlieferten „Sermão das Chagas de S. Francisco, pregado em Roma ... 1672“ weiter. – Radegundis Leopold (München) hat die kritische und kommentierte Ausgabe des „Sermão... da Visitação de Nossa Senhora“ (1640) fertiggestellt und zur

Publikation bereitet. – Annemarie Nagel (Düsseldorf) führte die Arbeiten an dem von ihr ausgewählten medizinhistorisch interessanten „Sermão do Evangelista S. Lucas“ weiter. – Rolf Nagel (Düsseldorf) konnte seine kritische und kommentierte Edition des „Sermão de Santo António“ (14. 9. 1642) beim Verlag einreichen. Sie wird am 31. 3. 1972 publiziert sein. Rolf Nagel bereitet z. Z. eine umfangreiche Arbeit über „Spanische und portugiesische Grammatiken des 16. und 17. Jahrhunderts (unter Berücksichtigung der Sprachpraxis António Vieiras)“ vor. Außerdem wird er eine kritische und kommentierte Edition des „Sermam dos bons Anos“ von Vieira publizieren. – João Pereira Gomes (Lissabon) rechnet in Kürze mit dem Abschluß der von ihm durchgeführten kritischen und kommentierten Edition des Werkes „Clavis Prophetarum“. – Von Klaus Rühl (Hamburg) liegt die kommentierte Ausgabe des „Sermam pelo bom successo de nossas armas“ (1645) fertig und zum Druck vor. Er schloß inzwischen ebenfalls eine Studie zur Chronologie von Vieiratexten ab (die in Bd. XXI/1970 des Romanistischen Jahrbuchs erschien), wird desgleichen seine Untersuchungen zu den „Orações fúnebres“ beenden und danach Edition und Kommentierung der berühmten Fischpredigt in Angriff nehmen. – Heinz-Willi Wittschier (Hamburg) hat seine Edition des „Sermão de S. Roque prégado na Capella Real, anno de 1659, auendo Peste no Reyno do Algarue“ fertiggestellt und einen besonders ausführlichen Kommentar zur Schilderung der Pest erstellt. Auch diese Arbeit befindet sich im Druck. – (Vgl. auch Veröffentlichungen)

2. *Interpretation* (die im Bereich der Interpretation arbeitenden Wissenschaftler sind in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt). Anne Baumhoefener beendigte ihre „Untersuchung zum Stil António Vieiras in den fünf „Sermões“ der Jahre 1637–1638 (Das Adjektiv und sein Beitrag zum Stil)“. Ihre Arbeit ist im 8. Band der Aufsatzreihe der „Portugiesischen Forschungen“ erschienen. – Die im Bericht des Jahres 1967 genannte umfangreiche Arbeit von Fritz Berkemeier (Lissabon) kann hoffentlich in Bälde publiziert werden. – Jürgen Burgarth (Hamburg) hat seine Untersuchungen über die Negation im Werk António Vieiras wesentlich gefördert und zum erstenmal im Bereich der Vieiraforschung mit Computermethoden gearbeitet. – Ulrike Ehrigott führte ihre „Untersuchungen zur Sprache António Vieiras im Bereich der Semantik“ weiter. – Für seine umfassende Analyse syntaktischer Phänomene hat der schon zitierte Vieira-Herausgeber Karl-Hermann Körner (Hamburg) weiteres umfangreiches Material gesammelt. – Alberto Pimenta (Heidelberg) führte seine – wie 1967 betont – auf lange Sicht geplanten Untersuchungen „Esoterismo, Naturalismo, Enigmatismo e Simbologia do Sol em António Vieira“ weiter und publizierte eine zu diesem Thema gehörige Studie in Bd. 9 der Portugiesischen Forschungen. – Vasco Pulido Valente (Lissabon/Oxford) veröffentlichte seine umfangreiche Studie „A Sociedade, o Estado e a História na Obra de António Vieira (Para a História da Filosofia Política em Portugal no Século XVII)“ in Bd. 8 der Aufsatzreihe.

Der Kontakt zwischen dem Ibero-Amerikanischen Forschungsinstitut der Universität Hamburg und dem Vieiraforschungsinstitut Lissabon konnte auch im Jahre 1971 sehr intensiv gestaltet werden. Die beiden Institute tauschten Erfahrungen aus und halfen sich in ihren Forschungsarbeiten mit den am jeweiligen Ort befindlichen Bücherbeständen. Das Vorlesungs- und Übungsprogramm des Ibero-Amerikanischen Forschungsinstituts der Universität Hamburg nahm wiederum Werk und Persönlichkeit Vieiras in seine Veranstaltungen auf. (Im Vorlesungsverzeichnis der Universität Hamburg wurde für das Wintersemester 1970/71 „Kursorische Vieiralektüre“, für das Wintersemester 1971/72 ein linguistisches Seminar (Lusoamerikanistik): Semantische Fragen in Vieiras „Sermão da visitação... ut facta est vox“ angekündigt.)

III. Veröffentlichungen

In der ersten Reihe der Portugiesischen Forschungen (Aufsätze zur portugiesischen Kulturgeschichte) waren bei Abschluß dieses Berichts neun Bände, in der 2. Reihe (Monographien) drei Bände erschienen. Der 10. Aufsatzband wird in Kürze erscheinen. Er ist als Jubiläumsband zum zehnjährigen Bestehen des Instituts Lissabon (3. 5. 1972) gedacht. Für die Monographienreihe haben sich weiterhin die Anmeldungen in erfreulichem Maße gemehrt, u. a. aus Anlaß des Camõesjubiläumjahres (1972!) Für die zu der ersten Reihe der Portugiesischen Forschungen (Aufsatzreihe) und zu der zweiten Reihe (Monographienreihe) hinzukommende, neu ins Leben gerufene dritte Reihe (Vieira-Texte und Vieira-Studien) wurden bislang drei Bände fertiggestellt, von denen sich bei Abgabe dieses Berichtes zwei im Druck befanden. (s. II, 1 und 2!)

IV. Vorträge. Vgl. den Jahresbericht des Vorjahres!

Die Durchführung von Vorträgen soll sobald wie möglich wieder aufgenommen werden. Jedoch erscheint auch im Augenblick noch die Konzentration auf das Vieiraforschungsprojekt in allen seinen Aspekten vordringlich.

V. Bibliothek

Auch in diesem Jahresbericht ist, wie in früheren, zu wiederholen: Die Bibliothek des Vieirainstituts Lissabon konnte so ausgebaut werden, daß die Anmietung zusätzlicher Räumlichkeiten ernsthafter denn je zuvor in Betracht gezogen werden muß. U. a. wurden viele neue Vieiratexte (in verschiedenen *alten* Ausgaben!) und eine große Anzahl von Predigten (in der sogenannten *folheto*-Form!) erworben.. Die Bibliothek enthält nunmehr schätzungsweise mehr als 6200 Bände und stellt eine ausgezeichnete, durch eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten aus den verschiedensten Ländern besuchte Spezialeinrichtung für die Erforschung des (16. und) 17. Jahrhunderts in Portugal (und auch Spanien) dar.

VI. Vieirakatalog

Die 1963 begonnene Erfassung aller in portugiesischen Bibliotheken vorhandenen Vieira-manuskripte und (besonders frühen) Vieiradrucke konnte mit Hilfe des Inspector Superior das Bibliotecas e Arquivos de Portugal, Dr. Luis Silveira, des Director dos Arquivos da Torre do Tombo, Dr. José Pereira da Costa, der Direktoren zahlreicher anderer Bibliotheken und mancher weiterer Mitarbeiter so gefördert werden, daß nunmehr (von Privatbibliotheken abgesehen) nur noch die Durchforschung eines kleinen Restbestandes übrigbleibt. Die Recherchen in *einer* der bedeutendsten Privatbibliotheken wurden eingeleitet.

VII. Beziehungen zu Brasilien

Um die Forschungsarbeit des Instituts der Görres-Gesellschaft Lissabon in Brasilien in einem noch größeren Ausmaß als bisher bekannt zu machen (vgl. den Bericht des Jahres 1969 / Vortragsreise durch brasilianische Universitäten!), veröffentlichte der Berichterstatter die Studie „António Vieira heute – Über den Stand der Vieiraforschung“ im Staden-Jahrbuch, Beiträge zur Brasilkunde, Band 19, 1971, S. 69–76.

VIII. Institutsjubiläum (3. 5. 1962–3. 5. 1972).

Das zehnjährige Bestehen des Instituts Lissabon wird durch die Publikation eines besonders umfangreichen Aufsatzbandes (Erste Reihe der Portugiesischen Forschungen – Band 10) und in allen Ländern, die Lusitanistikzentren besitzen, durch den Versand von 1500 Exemplaren einer Dokumentation über die sich im Rahmen des Instituts realisierende Vieiraforschung bekanntgemacht werden.

Hans Flasche

1. 2. 1972

Institut der Görres-Gesellschaft für die Begegnung von Naturwissenschaft und Theologie

Auf der Tagung des Institutes vom 24.–29. September 1971 in Feldafing beschlossen die Mitglieder, den Namen des Institutes zu ändern in: „Institut der Görres-Gesellschaft für interdisziplinäre Forschung (Naturwissenschaft – Philosophie – Theologie)“. An der Intention und Durchführung der Institutsarbeit soll diese Namensänderung nichts ändern, nur deren formalen Aspekt deutlicher herausstellen. Der Vorstand der Görres-Gesellschaft genehmigte diese Namensänderung.

Es wurde das zentrale Thema „Wissen und Glauben in gegenwärtiger Krise“ behandelt, wobei im einzelnen referierten Prof. Cottier (Genf) „La conscience de la crise moderne dans la philosophie“; Prof. Sigmond (Rom) „Soziologische Aspekte der gegenwärtigen Krise“; Prof. Thum (Wien) „Religiöse Symbole als aufschließende Modelle“; Prof. Staudinger (Gießen) „Planung und Freiheit der wissenschaftlichen Forschung“; Prof. Steiner (Bonn) „Dialog zwischen Naturwissenschaft und Theologie – heute?“. Zu einer Darstellung über „Die Kirche in der gegenwärtigen Krise“ hatte das Institut Prof. Lortz (Mainz) gebeten.

Außer der Namensänderung beschloß das Institut, seine Veröffentlichungen in neuer Form herauszugeben, und zwar als Reihe unter dem Gesamttitel „Grenzfragen“. Als Band 1 dieser neuen Reihe erscheint Februar 1972 „Führt ein Weg zu Gott?“ (Vorträge und Diskussionen der Tagung 1969).

Heimo Dolch.

VI. Publikationen

Philosophisches Jahrbuch

Das Philosophische Jahrbuch wird im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Krings, Ludger Oeing-Hanhoff und Heinrich Rombach. Die Schriftleitung führen unter alleiniger Verantwortung der Herausgeber Alois Halder und Arno Baruzzi.

Es sind lieferbar die folgenden Bände:

- 63. Jahrgang, Halbband I/1955 DM 13,—,
- 63. Jahrgang, Halbband II/1955 DM 13,—,
- 64. Jahrgang, 1956 DM 26,—,
- 65. Jahrgang, 1957 DM 26,—,
- 66. Jahrgang, 1958 DM 26,—,
- 67. Jahrgang, 1959 DM 26,—,
- 68. Jahrgang, 1960 DM 28,—,
- 69. Jahrgang, Halbband I/1961 vergriffen.
Halbband II/1962 DM 17,—,
- 70. Jahrgang, Halbband I/1962 DM 17,—,
Halbband II/1963 DM 17,—,
- Preis des ganzen Jahrgangs DM 30,—,
- 71. Jahrgang, Halbband I/1963 DM 17,—,
Halbband II/1964 DM 17,—,
- Preis des ganzen Jahrgangs DM 30,—,
- 73. Jahrgang, Halbband I/1965 DM 19,—,
Halbband II/1966 DM 19,—,
- Preis des ganzen Jahrgangs DM 34,—,
- 74. Jahrgang, Halbband I/1966 vergriffen.
Halbband II/1967 DM 20,—,
- 75. Jahrgang, Halbband I/1967 DM 20,—,
Halbband II/1968 DM 20,—,
- Preis des ganzen Jahrgangs DM 38,—,
- 77. Jahrgang, Halbband I/1970 DM 20,—,
Halbband II/1970 DM 20,—,
- Preis des ganzen Jahrgangs DM 38,—,
- 78. Jahrgang, Halbband I/1971 DM 20,—,
Halbband II/1971 DM 20,—,
- Preis des ganzen Jahrgangs DM 38,—.
- 79. Jahrgang, Halbband I/1972 DM 22,—,
Halbband II/1972 DM 22,—,
- Preis des ganzen Jahrgangs DM 42,—.

Die Mitglieder erhalten das Jahrbuch zu ermäßigtem Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei der Görres-Gesellschaft, Geschäftsstelle, 5 Köln 1, Postfach 100905.

Der 78. Jahrgang (1971) enthält folgende *Beiträge*:

Biser, Eugen, Nietzsches Kritik des christlichen Gottesbegriffes und ihre theologischen Konsequenzen

Boeder, Heribert, Weshalb „Sein des Seienden“?
 Buchner, Hartmut, Hegel im Übergang von Religion zu Philosophie
 Coreth, Emerich, Die Geschichte als Vermittlung bei Hegel
 Flach, Werner, Zur Kritik des Nicolai Hartmannschen Geistbegriffes
 Henckmann, Wolfhart, Das Problem der ästhetischen Wahrnehmung in Kants Ästhetik
 Hobe, Konrad, Zwischen Rickert und Heidegger
 Holz, Harald, Die Beziehungen zwischen Schellings „Naturphilosophie“ und dem Identitätssystem in den Jahren 1801/02
 Kern, Walter, Die Aristotelesdeutung Hegels
 Müller, Max, Evolution und Geschichte
 Oeing-Hanhoff, Ludger, Descartes' Lehre von der Freiheit
 Vollrath, Ernst, Die Kategorie der Sinnlichkeit bei Marx

Berichte und Diskussionen:

Die Philosophie des dialektischen Realismus – Alois Dempf zum 80. Geburtstag (Friedrich Mordstein)
 Analytische Ethik – ein Überblick über die seit 1900 in England und Amerika erschienene Ethik-Literatur (Annemarie Pieper)
 Neue Literatur zu Martin Buber (Bernhard Casper)
 7. Internationaler Thomisten-Kongreß Rom 7.–12. September 1970 (Heinrich Beck)
 Ein Holzweg der Leibnizinterpretation (Wolfgang Hübener)
 Max Müller 65 Jahre
 Negativität und Versöhnung (Traugott Koch und Klaus-M. Kodalle)
 Erkenntnis und Interesse (Ulrich Anacker)
 Freud in der französischen Philosophie (Johannes Rüsche)
 Außerdem zahlreiche *Buchbesprechungen*
Verlag Karl Alber, Freiburg/München

Historisches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Johannes Spörl.

62. bis 69. Jahrgang 1949, I. und II. Halbband, DM 50,—.

Kommissionsverlag J. P. Bachem, Köln

70. Jahrgang 1950, DM 25.50.

71. Jahrgang 1951, DM 31,50.

72. Jahrgang 1952, vergriffen, als Festschrift für Georg Schreiber unter dem Titel:
 ‚Zwischen Wissenschaft und Politik‘, in Leinen DM 52,—.

73. Jahrgang 1953, DM 32,—.

74. Jahrgang 1954, vergriffen.

75. Jahrgang 1955, DM 33,—.

76. Jahrgang 1956, DM 42,—.

77. Jahrgang 1957, vergriffen; als Festschrift für Berthold Altaner unter dem Titel: ‚Theologie aus dem Geist der Geschichte‘, in Leinen DM 52,—.

78. Jahrgang 1958, DM 40,— im Abonnement.

DM 45,— im Einzelverkaufspreis.

79. Jahrgang 1959, DM 40,— im Abonnement.
DM 45,— im Einzelverkaufspreis.
80. Jahrgang 1960, DM 38,— im Abonnement.
DM 43,— Einzelverkaufspreis.
81. Jahrgang 1961, DM 40,— im Abonnement.
DM 45,— Einzelverkaufspreis.
82. Jahrgang 1962, DM 40,— im Abonnement.
DM 45,— Einzelverkaufspreis.
83. Jahrgang 1963, DM 43,— im Abonnement.
DM 48,— Einzelverkaufspreis.
84. Jahrgang 1964, DM 45,— im Abonnement.
DM 50,— Einzelverkaufspreis.
85. Jahrgang 1965 vergriffen.
86. Jahrgang 1966, DM 48,— im Abonnement.
DM 53,— Einzelverkaufspreis.
87. Jahrgang 1967, DM 48,— im Abonnement.
DM 53,— Einzelverkaufspreis.
88. Jahrgang 1968, DM 48,— im Abonnement.
DM 53,— Einzelverkaufspreis.
89. Jahrgang 1969, DM 48,— im Abonnement.
DM 53,— Einzelverkaufspreis.
90. Jahrgang 1970, DM 54,— im Abonnement.
DM 60,— Einzelverkaufspreis.
91. Jahrgang 1971, DM 54,— im Abonnement.
DM 60,— Einzelverkaufspreis.

Inhalt 91. Jahrgang

Aufsätze

- Engelmann, Ursmar, Ignaz Heinrich von Wessenberg und die Kirche
- Franzen, August, Die Zölibatsfrage im 19. Jahrhundert. Der „Badische Zölibatssturm“ (1828) und das Problem der Priesterehe im Urteil Johann Adam Möhlers und Johann Baptist Hirschers
- Herrmann, Erwin, Der Fürstenspiegel des Michael von Prag
- Metz, Wolfgang, Tafelgut, Königsstraße und Servitium Regis in Deutschland vornehmlich im 10. und 11. Jahrhundert
- Schmid, Hans-Dieter, Das Hutsche Täuferum. Ein Beitrag zur Charakterisierung einer täuferischen Richtung aus der Frühzeit der Täuferbewegung
- Schnith, Karl, Gedanken zu den Königsabsetzungen im Spätmittelalter
- von Schowingen, Karl Friedrich, Der bleibende Sinngehalt von Nizâmulmulk's Siyâsat-nâma. Gedanken zur historischen Kontinuität
- Ullmann, Walter, Schranken der Königsgewalt im Mittelalter

Beiträge und Berichte

- Baron, Frank, Der erste Druck einer Schrift Augustinus. Ein Beitrag zur Geschichte des frühen Buchdrucks und des Humanismus
- Brühl, Carlrichard, Eine Fälschung auf den Namen Karls des Einfältigen für das Nonnenkloster St-Andoche zu Autun
- Heidrich, Ingrid, Die Absetzung Herzog Adalberos von Kärnten durch Kaiser Konrad II. 1035

Jedin, Hubert, Briefe Constantin Höflers an Augustin Theiner 1841 bis 1845
 Mathäser, Willibald, Fünf Briefe der Freundschaft von Johann Adam Möhler
 Nyberg, Tore, Geschichtsmethodologie in Skandinavien
 Spěvák, Jiri, Die letzte Phase des Kampfes Markgraf Karls (IV.) um die römische Krone
 Tüchle, Hermann, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Jahrhundert der Reformation

Nekrologe

Heinrich Büttner † (Theodor Schieffer)

Marie Grass-Cornet † (Johannes Spörl)

Hans Lentze † (Nikolaus Grass)

Außerdem bringt der Band zahlreiche *Besprechungen*.

Mitglieder erhalten das Historische Jahrbuch zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei „Görres-Gesellschaft, Sektion für Geschichte, 8 München 40, Kaiserstr. 59/3“.

Verlag Karl Alber, Freiburg/München

Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte

Ludwig Mohler, Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann.

I. Band. Darstellung. 1967 (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1923), 432 Seiten, Leinen DM 68,—.

II. Band. Bessarionis in Calumniatore Platonis Libri IV. 1967. (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1923), 636 Seiten, Leinen DM 90,—.

III. Band. Aus Bessarions Gelehrtenkreis. Abhandlungen, Reden, Briefe von Michael Apostolios, Andronikos Kallistos, Georgios Trapezunitos, Niccolò Perotti, Niccolò Capranica. 1967. (Neudruck der Ausgabe Paderborn 1942), 649 Seiten, Leinen DM 90,—.

I.–III. Band, 1717 Seiten, Leinen DM 230,—.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und medizinische Anthropologie

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Victor E. Freiherr von Gebattel, P. Christian, W. J. Revers und H. Tellenbach (vier Hefte in zwei Halbjahresbänden).

4. Jahrgang 1956, DM 28,—, Halbjahresband DM 14,—.

5. Jahrgang 1957, DM 28,—, Halbjahresband DM 14,—.

6. Jahrgang 1958, DM 28,—, Heft 1–3 DM 25,50, Heft 4 DM 8,50.

7. Jahrgang 1959, DM 30,—, Halbjahresband DM 15,—.

8. Jahrgang 1960, DM 30,—, Halbjahresband DM 15,—.

9. Jahrgang 1961, DM 30,—, Jahresband.

10. Jahrgang 1962, DM 30,—, Halbjahresband DM 15,—.

11. Jahrgang 1963, DM 30,—, Heft 1 DM 8,50, Heft 2 DM 8,50, Heft 3–4 DM 17,—.

13. Jahrgang 1965, DM 39,—, Halbjahresband DM 22,—.

14. Jahrgang 1966, DM 45,—, Heft 1 DM 12,—, Heft 2–4 DM 36,—.

15. Jahrgang 1967, DM 45,—, Halbjahresband DM 24,—.

16. Jahrgang 1968, DM 45,—, Halbjahresband DM 24,—.
17. Jahrgang 1969, DM 45,—, Halbjahresband DM 24,—.
18. Jahrgang 1970, DM 45,—, Halbjahresband DM 24,—.

Ab dem 19. Jahrgang wird das „Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und medizinische Anthropologie“ fortgeführt durch:

Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie

19. Jahrgang 1971, DM 45,—.

20. Jahrgang 1972, DM 45,—.

Der 19. Jahrgang enthält folgende *Beiträge*

Burkhard, Hans (Brekling/Schleswig): Sichöffnen und Sichschließen

Plügge, Herbert (Heidelberg), Therese zu Oettingen-Spielberg (München): Versuch über das Absurde

Rutishauser, Bruno (Zürich): Scham und Schamgefühl in phänomenologischer Interpretation

Zur Methodologie der Klinischen Psychologie und Psychotherapie

Eberhardt, Paul K. (Söcking/Starnberg): August Vettors anthropologische Diagnostik

Lienert, G. A. (Düsseldorf): Die Konfigurationsfrequenzanalyse

I. Ein neuer Weg zu Typen und Syndromen

II. Hierarchische und agglutinierende KFA in der Klinischen Psychologie

III. Zwei- und Mehrstichproben KFA in Diagnostik und Differentialdiagnostik

Perrez, Meinrad (Salzburg): Zur wissenschaftlichen Theorienbildung und zum Bewährungsproblem in der Psychoanalyse

Zur Psychoanalyse, Psychotherapie, Kinderpsychotherapie

Gastager, Heimo (Salzburg): Tiefenpsychologie und Krankheitsbegriff

Grempel, Franz (Kulmbach): Menschwerdung im Märchen

Grünholz, Gerhard (Düsseldorf): Vom LSD zur Selbsthypnose in „psychedelischer“ Erfahrung, Kunst und Therapie

Kneutgen, Johannes (Siegburg): Einige Voraussetzungen für eine wirkungsvolle Musiktherapie

Looden, Irmgard (Göttingen): Beschäftigungstherapie aus der Sicht des Patienten

Petzold, Hilarion (Rambouillet): Die therapeutischen Möglichkeiten der psychodramatischen „Magic-shop-Technik“

Zur Klinischen Sozialpsychologie

Fanai, F. (Frankfurt): Abnorme Gewissensbildung bei Jugendlichen mit gestörtem Sozialverhalten

Kimura, Bin (Nagoya): Mitmenschlichkeit in der Psychiatrie

Lenzeder, Frederike (Linz): Autonomie, Integration und Intimität als Probleme der Selbstverwirklichung bei Ordensfrauen

Zur Klinischen Psychologie in der Psychosomatik

Knoblauch, Dorothea (München): Psychogene Aspekte beim Asthma bronchiale

Müller-Bardorff, Marlies (Bethel-Bielefeld): Kernkonflikthafte Störung der Atmosphäre als übergreifendes deutbares Spezifikum der psychogenen Komponente des Asthma bronchiale

Ziolko, H. U. (Berlin): Zur Psychotherapie eines männlichen Jugendlichen mit Anorexia nervosa

Verlag Karl Alber, Freiburg/München

Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums

herausgegeben von Engelbert Drerup, Nymwegen; Hubert Grimme, Münster; Johann Peter Kirsch, Freiburg i. d. Schweiz.

(Unveränderter Nachdruck der Johnson Reprint Corporation.)

I. Band

1. Heft: Das israelische Pfingstfest und der Plejadenkult. Von Hubert Grimme. 1907. 132 Seiten, mit drei Tafeln, DM 24,—.

2. Heft: Der Senat unter Augustus. Von Theodor Anton Abele. 1907. VIII und 78 Seiten, DM 16,—.

3./4. Heft: La Polis grecque. Recherches sur la formation et l'organisation des cités, des ligues et des confédérations dans la Grèce ancienne. Von Henri Francotte. 1907. VIII und 252 Seiten, DM 40,—.

5. Heft: Attisches Prozeßrecht in den attischen Seebundstaaten. Von Hans Weber. 1908. 66 Seiten, DM 14,—.

II. Band

1. Heft: *Ἡρώδου Περὶ Πολιτείας*. Ein politisches Pamphlet aus Athen 404 v. Chr. Von Engelbert Drerup. 1908. 124 Seiten, kart. DM 16,—.

2. Heft: Altbabylonische Privatbriefe, Transkribiert, übersetzt und kommentiert von Simon Landersdorfer. 1908. 156 Seiten, DM 24,—.

3. Heft: Galla Placidia. Von Assunta Nagl. 1908. 70 Seiten, DM 14,—.

4./5. Heft: Pseudoasconiana. Textgestaltung und Sprache der anonymen Scholien zu Ciceros vier ersten Verrinen auf Grund der erstmals verwerteten ältesten Handschriften untersucht von Thomas Stangl. 1909. IV und 202 Seiten, DM 32,—.

III. Band

1./2. Heft: Der Exorzismus im altchristlichen Taufritual. Eine religionsgeschichtliche Studie. Von Franz Joseph Dölger. 1909. XII und 175 Seiten, DM 32,—.

3.–5. Heft: Festbrevier und Kirchenjahr der syrischen Jakobiten. Eine liturgiegeschichtliche Vorarbeit. Von Anton Baumstark. 1910. XII und 308 Seiten, DM 48,—.

6. Heft: Die sogenannten Sententiae Varronis. Von Peter Germann. 1910. 99 Seiten, DM 16,—.

IV. Band

1. Heft: Cruquius und der Codex Divaei des Horaz. Von Ernst Schweikert. Der Aufbau der Ars poetica des Horaz. Von Alois Patin. 1910. VI, 44 und 41 Seiten, DM 14,—.

2. Heft: Die hl. Cäcilia in der römischen Kirche des Altertums. Von Johann Peter Kirsch. 1910. IV und 77 Seiten, mit einer Tafel, DM 16,—.

3. Heft: Isokrates und die panhellenische Idee. Von Josef Keßler. 1910. 86 Seiten, DM 16,—.

4. Heft: Ästhetisch-kritische Studien zu Sophokles. Von Alois Patin. 1911. VIII und 120 Seiten, DM 24,—.

5. Heft: Die ägyptischen Totenstelen als Zeugen des sozialen und religiösen Lebens ihrer Zeit. Mit fünf Tafeln. Von Balthasar Poertner. 1911. VI und 96 Seiten, DM 16,—.

V. Band

1./2. Heft: Fulgentius, der Mythograph und Bischof. Mit Beiträgen zur Syntax des Spätlateins. Von Otto Friebe. 1911. XXIV und 200 Seiten, DM 32,—.

3./4. Heft: Die Sphragis. Eine altchristliche Taufbezeichnung in ihren Beziehungen zur profanen und religiösen Kultur des Altertums. Von Franz Joseph Dölger. Mit 2 Tafeln. 1911. XII und 200 Seiten, DM 32,—.

5./6. Heft: Die ägyptische Religion nach der Darstellung der Kirchenschriftsteller und die ägyptischen Denkmäler. Von Friedrich Zimmermann. 1912. XVI und 201 Seiten, DM 32,—.
VI. Band

1./2. Heft: Ägyptische Abendmahlsliturgien des ersten Jahrtausends in ihrer Überlieferung dargestellt. Von Theodor Schermann. 1912. VIII und 258 Seiten, DM 40,—.

3./4. Heft: Die hippokratische Schrift von der Siebenzahl in ihrer vielfachen Überlieferung zum erstenmal herausgegeben und erläutert. Von W. H. Roscher. 1913. XII und 175 Seiten, DM 32,—.

5./6. Heft: Zur Götterlehre in den altbabylonischen Königsinschriften. Mit einem ausführlichen Register der auf die altbabylonische Götterlehre bezüglichen Stellen. Von Tharsicius Paffrath. 1913. XVI und 226 Seiten, DM 40,—.

VII. Band

1. Heft: Die lateinische Übersetzung der Didache kritisch und sprachlich untersucht, mit einer Wiederherstellung der griechischen Vorlage und einem Anhang über das Verbum ‚altare‘ und seine Komposita. Von Leo Wohleb. 1913. VIII und 142 Seiten, DM 24,—.

2. Heft: Der Philosoph und Grammatiker Ptolemaios Chennos. Leben, Schriftstellerei und Fragmente (mit Ausschluß der Aristotelesbiographie). Erster Teil. Einleitung und Text. Von Anton Chatzis. 1914. CIV und 57 Seiten, DM 24,—.

3./4. Heft: Die Modestianischen und die Konstantinischen Bauten am Heiligen Grabe zu Jerusalem. Von Anton Baumstark. 1915. XII und 174 Seiten, DM 32,—.

VIII. Band

1. Heft: Zur Überlieferung der Horaz-Scholien. Von Ernst Schweikert. 1915. VIII und 54 Seiten, DM 14,—.

2. Heft: Das Wesen des römischen Kaisertums der ersten zwei Jahrhunderte. Von Otto Theodor Schulz. 1916. VIII und 94 Seiten, DM 16,—.

3./4. Heft: Aus einer alten Advokatenrepublik. (Demosthenes und seine Zeit.) Mit einem Anhang: Der Krieg als Erwecker literarischer Kunstformen. Auch ein Kriegsbuch. Von Engelbert Drerup. 1916. VIII und 211 Seiten, DM 32,—.

5./6. Heft: Altchristliche Basiliken und Lokaltraditionen in Südjudaä. Archäologische und topographische Untersuchungen. Mit 12 Figuren im Text, 7 Tafeln und einer Kartenskizze im Anhang. Von Andreas Evaristus Mader. 1918. XII und 244 Seiten, DM 40,—.

IX. Band

1./2. Heft: Die römischen Titelkirchen im Altertum. Von Johann Peter Kirsch. 1918. X und 224 Seiten, DM 40,—.

3. Heft: Der *Báal tetράμορφος* und die Kerube des Ezechiel. Von P. Simon Landersdorfer. 1918. 76 Seiten, DM 16,—.

4./5. Heft: Vom Prinzipat zum Dominat. Das Wesen des römischen Kaisertums des dritten Jahrhunderts. Von Otto Theodor Schulz. 1919. VIII und 304 Seiten, DM 48,—.

X. Band

1. Heft: Ein neuer Ninkarrak-Text. Transkription, Übersetzung und Erklärung nebst Bemerkungen über die Göttin Ninkarrak und verwandte Gottheiten. Von Johannes Nikel. 1918. VIII und 64 Seiten, DM 14,—.

2. Heft: Natur und Kunst bei Aristoteles. Ableitung und Bestimmung der Ursächlichkeitsfaktoren. Von Hans Meyer. 1919. VIII und 128 Seiten, DM 24,—.

3. Heft: Plato als Sprachphilosoph. Würdigung des platonischen Kratylus. Von Max Leky. 1919. VIII und 88 Seiten, DM 16,—.

4. Heft: Die koptischen Quellen zum Konzil von Nicäa. Von Felix Haase. 1920. VIII und 123 Seiten, DM 24,—.

5. Heft: Die schriftstellerische Technik im Sophistenmahl des Athenaios. Von Karl Mengis. 1920. IV und 138 Seiten, DM 24,—.

XI. Band

1./2. Heft: Sumerisch-akkadische Parallelen zum Aufbau alttestamentlicher Psalmen. Von Friedrich Stummer. 1922. XIV und 190 Seiten, DM 32,—.

3. Heft: Tulliana. Die vatikanischen Codices zu Cicero de oratore Vatic. lat. 2901 und Vatic. Palat. 1470. Von Josef Martin. 1922. IV und 90 Seiten, DM 16,—.

4./5. Heft: Die babylonischen Kudurru (Grenzsteine) als Urkundenform. Von Franz X. Steinmetzer. 1922. VIII und 272 Seiten, DM 48,—.

XII. Band

1./2. Heft: Demosthenes im Urteile des Altertums (von Theopomp bis Tzetzes: Geschichte, Roman, Legende). Von Engelbert Drerup. 1923. VIII und 264 Seiten, DM 40,—.

3./4. Heft: Die Pädagogik des Isokrates als Grundlage des humanistischen Bildungsideals. Von August Burk. 1923. VIII und 231 Seiten, DM 40,—.

XIII. Band

1. Heft: Das Schicksal als poetische Idee bei Homer. Von P. Engelbert Eberhard. 1923. 80 Seiten, DM 16,—.

2./3. Heft: Die Homerexegese Aristarchs in ihren Grundzügen dargestellt. Von Adolph Roemer. Bearbeitet und herausgegeben von Emil Belzner. 1924. XIV und 286 Seiten, DM 48,—.

4. Heft: Die Rechtstitel und Regierungsprogramme auf römischen Kaisermünzen (von Cäsar bis Severus). Von Otto Th. Schulz. 1925. X und 124 Seiten, DM 24,—.

XIV. Band

1. Heft: Sprachlicher Bedeutungswandel bei Tertullian. Ein Beitrag zum Studium der christlichen Sondersprache. Von St. W. J. Teeuwen. 1926. XVI und 148 Seiten, DM 24,—.

2./3. Heft: Grillius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rhetorik. Von Josef Martin. 1927. XXIV und 189 Seiten, DM 32,—.

4./5. Heft: Mienenspiel und Maske in der griechischen Tragödie. Von Robert Löhner. 1927. XVI und 192 Seiten, DM 32,—.

XV. Band

1./2. Heft: Die Pilgerreise der Aetheria. Von August Bludau. 1927. VIII und 294 Seiten, DM 48,—.

3./4. Heft: Catos Hausbücher. Analyse seiner Schrift De Agricultura nebst Wiederherstellung seines Kelterhauses und Gutshofes. Mit 12 Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers. Von Josef Hörle. 1929. 278 Seiten, DM 48,—.

XVI. Band

1. Heft: Texte und Untersuchungen zur safatenisch-arabischen Religion. Von Hubert Grimme. 1930. 191 Seiten, mit 15 Tafeln, DM 32,—.

2./3. Heft: Die Komposition von Vergils Georgica mit vier Beilagen: 1. Catulls Bedeutung für die klassische Kompositionskunst. 2. Zur Komposition von Catulls 64. Gedicht.

3. Heft Stoff- und Versverteilung in den Dichtungen Culex und Ciris. 4. Zur Kompositionstechnik des Horaz. Von Magdalena Schmidt. 1930. 233 Seiten, DM 40,—.

XVII. Band

1./2. Heft: *ΣΥΜΠΟΣΙΟΝ*. Die Geschichte einer literarischen Form. Von Josef Martin. 1931. VIII und 320 Seiten, DM 56,—.

3./4. Heft. *Η ΒΑΣΙΛΙΚΗ ΟΔΟΣ*. Der Königsweg zu Wiedergeburt und Vergottung bei Philon von Alexandria. Von Josef Pascher. 1931. 280 Seiten, DM 48,—.

XVIII. Band

1. Heft: Kulturprobleme des klassischen Griechentums. 1. Generationsproblem. Von Engelbert Drerup. 1933. 160 Seiten, DM 24,—.

2. Heft: Die Briefe des Sokrates und der Sokratiker. Von Johann Sykutris. 1933. 125 Seiten, DM 24,—.

3. Heft: Das Seelenpneuma, seine Entwicklung von der Hauchseele zur Geistseele. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Pneumalehre. Von Franz Rüsche. 1933. 92 Seiten, DM 16,—.

XIX. Band

1. Heft: Die Datierung der Mumienporträts. Von Heinrich Drerup. Mit 31 Abbildungen auf 20 Tafeln. 1933. 66 Seiten, DM 14,—.

2. Heft: Der Humanismus in seiner Geschichte, seinen Kulturwerten und seiner Vorbereitung im Unterrichtswesen der Griechen. Von Heinrich Drerup. 1935. 164 Seiten, DM 24,—.

3. Heft: Studien zur offiziellen Geltung des Kaiserbildes im römischen Reiche. Von Helmut Kruse. 1934. 116 Seiten, DM 16,—.

XX. Band

1. Heft: Victorverehrung im christlichen Altertum. Von Felix Rütten. 1936. 182 Seiten, DM 32,—.

2. Heft: Appians Darstellung des zweiten Punischen Krieges. Von Alfred Klotz. 1939. 120 Seiten, DM 16,—.

3. Heft: Altsinaitische Forschungen. Von Hubert Grimme. 1937. 177 Seiten, DM 32,—.

XXI. Band

1. Heft: Die Imago clipeata. Von J. Bolten. 1937. 131 Seiten, DM 24,—.

2. Heft: Die Chester Beatty-Papyri zum Pentateuch. Untersuchungen zur älteren Überlieferungsgeschichte der Septuaginta. Von Arthur Allgeier. 1938. 142 Seiten, DM 24,—.

3. Heft: Der Peripatos über das Greisenalter. Von Adolf Dyroff. 1939. 137 Seiten, DM 24,—.

XXII. Band

1./2. Heft: Studien zu den Ethiken des Corpus Aristotelicum. Von E. J. Schächer. 1940. XII 96 und 126 Seiten, DM 40,—.

3. Heft: Die Psalmen der Vulgata. Ihre Eigenart, sprachliche Grundlage und geschichtliche Stellung. Von Arthur Allgeier. 1940. 314 Seiten, DM 48,—.

Ergänzungsbände

I. Ergänzungsband

Sumerisch-babylonische Hymnen und Gebete an Samas. Von Anastasius Schollmeyer. 1912. VIII und 140 Seiten, DM 24,—.

II. Ergänzungsband

Das Priester- und Beamtentum der altbabylonischen Kontrakte. Mit einer Zusammenstellung sämtlicher Kontrakte der I. Dynastie von Babylon in Regestenform. Von Ernst Lindl. 1913. X und 514 Seiten, DM 80,—.

III. Ergänzungsband

Die allgemeine Kirchenordnung, frühchristliche Liturgien und kirchliche Überlieferung. 1. Teil: Die allgemeine Kirchenordnung des zweiten Jahrhunderts. Von Theodor Schermann. 1914. VIII und 136 Seiten.

2. Teil: Frühchristliche Liturgien. 1915. X und 437 Seiten.

3. Teil: Die kirchliche Überlieferung des zweiten Jahrhunderts. 1916. VIII und 175 Seiten. Zusammen DM 120,—.

IV. Ergänzungsband

Das alexandrinische Akzentuationssystem. Unter Zugrundelegung der theoretischen Lehren der Grammatiker und mit Heranziehung der praktischen Verwendung in den Papyri. Von Bernhard Laum. Mit drei Tafeln. 1929. 540 Seiten, DM 88,—.

V. Ergänzungsband

Blut, Leben und Seele. Ihr Verhältnis nach der Auffassung der griechischen und hellenistischen Antike der Bibel und der alten alexandrinischen Theologen. Eine Vorarbeit zur Religionsgeschichte des Opfers. Von Franz Rüsche. 1930. 471 Seiten, DM 72,—.

VI. Ergänzungsband

Die Schulaussprache des Griechischen von der Renaissance bis zur Gegenwart. Erster Teil: Vom XV. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. Von Engelbert Drerup 1930. VIII und 488 Seiten, DM 80,—.

VII. Ergänzungsband

Zweiter Teil: Vom XVIII Jahrhundert bis heute. 1932. VIII und 563 Seiten, DM 88,—.
(Ergänzungsband VI und VII werden nur zusammen abgegeben.)

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Spanische Forschungen

1. Reihe: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. In Verbindung mit Wilhelm Neuss, Edmund Schramm und José Vives, herausgegeben von Johannes Vincke.

9. Band 1954, in Leinen DM 20,50, kartoniert DM 18,—.

10. Band 1955, in Leinen DM 24,—, kartoniert DM 22,—.

11. Band 1955, in Leinen DM 18,—, kartoniert DM 16,—.

12. Band 1956, in Leinen DM 20,75, kartoniert DM 18,75.

13. Band 1958, in Leinen DM 27,50, kartoniert DM 24,80.

14. Band 1959, in Leinen DM 21,50, kartoniert DM 19,50.

15. Band 1960, in Leinen DM 26,—, kartoniert DM 23,50.

16. Band 1960, in Leinen DM 25,—, kartoniert DM 22,50.

17. Band 1961, in Leinen DM 20,25, kartoniert DM 17,75.

18. Band 1961, in Leinen DM 30,50, kartoniert DM 28,—.

19. Band 1962, in Leinen DM 28,50, kartoniert DM 26,—.

20. Band 1962, in Leinen DM 28,50, kartoniert DM 26,—.

21. Band 1963, in Leinen DM 41,—, kartoniert DM 38,50.

22. Band 1965, in Leinen DM 47,—, kartoniert DM 44,—.

23. Band 1967, in Leinen DM 48,—, kartoniert DM 46,—.

24. Band 1968, in Leinen DM 65,—, kartoniert DM 62,—.

25. Band 1969, in Leinen DM 56,—, kartoniert DM 54,—.

26. Band 1971 in Vorbereitung.

2. Reihe: Monographien.

6. Band 1957, Spanische Versdichtung des Mittelalters im Lichte der spanischen Kritik der Aufklärung und Vorromantik, von Heinrich Bihler, in Leinen DM 20,—, kartoniert DM 18,—.

7. Band 1958, Cervantes und die Figur des Don Quijote in Kunstanschauung und Dichtung der deutschen Romantik, von Werner Brüggemann, in Leinen DM 29,50, kartoniert DM 27,50.

8. Band 1964, Spanisches Theater und deutsche Romantik, Band 1, von Werner Brüggemann, in Leinen DM 39,50, kartoniert DM 37,—.

9. Band, Spanisches Theater und deutsche Romantik, Band 2, von Werner Brüggemann, im Druck.

10. Band 1962, Zur Vorgeschichte und Geschichte der Fronleichnamtsfeier, besonders in Spanien. Studien zur Volksfrömmigkeit des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, von Gerhard Matern, in Leinen DM 46,50, kartoniert DM 44,—.

11. Band 1967, Die theologische Wissenschaftslehre des Juan de Perlin SJ (1569–1638), von Johannes Stöhr, in Leinen DM 68,—, kartoniert DM 64,—.

12. Band 1968, Heine im spanischen Sprachgebiet, von Claude R. Owen, in Leinen DM 62,—, kartoniert DM 58,—.

13. Band 1968, Zur Weltanschauung, Ästhetik und Poetik des Neoklassizismus und der Romantik in Spanien, von Wolfram Krömer, in Leinen DM 43,—, kartoniert DM 39,—.

14. Band 1970, Schutzgedanke und Landesherrschaft im östlichen Pyrenäenraum (9.–13. Jahrhundert) von Odilo Engels, in Leinen 62,— DM, kartoniert DM 58,—.

15. Band 1972, Die Kupferstiche zur Psalmodia Eucaristica des Melchor Prieto von 1622, von Ewald M. Vetter, im Druck.

(Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bezug im Abonnement)

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster

Festschrift für Johannes Vincke. Herausgegeben vom Consejo Superior de Investigaciones Cientificas und der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft.

Blass, S. A. Tipografica, Nùñez de Balboa, 27, Madrid

Portugiesische Forschungen

Herausgegeben von Hans Flasche.

Erste Reihe: Aufsätze zur portugiesischen Kulturgeschichte.

1. Band 1960, VIII u. 334 S., 4 Taf. mit 7 Abb., kart. DM 32,—, Leinen DM 34,—.

2. Band 1961, VI u. 297 S., 1 Karte, kart. DM 38,—, Leinen DM 40,—.

3. Band 1962/1963, VI u. 262 S., kart. DM 34,—, Leinen DM 36,—.

4. Band 1964, VI u. 272 S., 9 Taf. mit 17 Abb., kart. DM 48,—, Leinen DM 52,—.

5. Band 1965, VI u. 299 S., kart. DM 51,—, Leinen DM 54,—.

6. Band 1966, 290 S., kart. DM 48,—, Leinen DM 52,—.

7. Band 1967, VI u. 450 S., kart. DM 80,—, Leinen DM 84,—.

8. Band 1970, VIII und 274 S., 5 Tafeln mit 8 Abb., kart. DM 54,—, Leinen DM 58,—.

9. Band 1972, III und 273 S., Leinen DM 58,—.

Zweite Reihe:

1. Band: Christine de Pisan ‚Buch von den Drei Tugenden‘ in portugiesischer Übersetzung. Von Dorothee Carstens-Grokenberger. – 1961, VIII u. 159 S., 1 Tafel, kart. DM 19,—, Leinen DM 22,—.

2. Band: Pedro Luis SJ (1538–1602) und sein Verständnis der Kontingenz, Praescienz und Praedestination. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Molinismus. Von Klaus Reinhardt. 1965, XXXII u. 256 S., kart. DM 39,—, Leinen DM 43,—.

3. Band: The Cancionero „Manuel de Faria“. A critical edition with introduction and notes by Edward Glaser. 1968, VI u. 283 S., kart. DM 45,—, Leinen DM 48,—.

João de Barros, ‚Crónica do Emperador Clarimundo‘. Kritische und kommentierte Ausgabe von Kurt Reichenberger. – In Vorbereitung.

Portugiesische Lyrik von Sá de Miranda bis Camoes. Von Kurt Reichenberger. – In Vorbereitung.

António Vieira, ‚Clavis Prophetarum‘. Kiritsche und kommentierte Ausgabe von João Pereira Gomes SJ. – In Vorbereitung.

Dritte Reihe:

1. Band: Die Antoniuspredigt António Vieiras an die portugiesischen Generalstände von 1632. Kritischer Text und Kommentar von Rolf Nagel. 1972, im Druck.

(Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bezug im Abonnement)

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Kunisch.

Neue Folge Band 1 (1960), VIII/291 Seiten, DM 48,—, für Mitglieder DM 40,—.

Band 2 (1961), VI/291 Seiten, DM 48,—, für Mitglieder DM 40,—.

Band 3 (1962), VI/413 Seiten, DM 54,—, für Mitglieder DM 46,—.

Band 4 (1963), VI/330 Seiten, DM 48,—, für Mitglieder DM 40,—.

Band 5 (1964), VI/507 Seiten, DM 72,—, für Mitglieder DM 61,20.

Band 6 (1965), VI/340 Seiten, DM 59,—, für Mitglieder DM 50,—.

Band 7 (1966), VI/337 Seiten, DM 59,—, für Mitglieder DM 50,—.

Band 8 (1967), VI/388 Seiten, DM 79,—, für Mitglieder DM 67,15.

Band 9 (1968), VI/417 Seiten, DM 76,—, für Mitglieder DM 64,60.

Band 10 (1969), VI/438 Seiten, DM 79,—, für Mitglieder DM 67,15.

Band 11 (1970) erscheint etwa im Mai 1971, DM 79,—, für Mitglieder DM 67,15.

Sprache und Bekenntnis.

Sonderband des Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs

Hermann Kunisch zum 70. Geburtstag, 27. Oktober 1971

Hg. v. Wolfgang Frühwald und Günter Niggel

VIII, 324 S. und 12 Abb. 1971, DM 78,—, Mitgliederpreis DM 66,30

Die Neue Folge setzt die Tradition des von Günther Müller 1926 begründeten Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs, das 1939 sein Erscheinen einstellen mußte, fort. Das Literaturwissenschaftliche Jahrbuch ist dem ganzen Kreis literarischen Schaffens gewidmet, vornehmlich der deutschen mittelalterlichen und neuzeitlichen Literatur, wobei namentlich für das Mittelalter auch das geistliche Schrifttum deutscher und lateinischer Sprache einzubeziehen ist. Darüber hinaus werden die anderen europäischen Literaturen und deren Wechselbeziehung zur deutschen Beachtung finden, wie auch die antike Dichtung, soweit sie Verbindungen mit der deutschen hat oder allgemeinere Aufschlüsse gibt.

Verlag Duncker und Humblot, Berlin

Oriens Christianus

Hefte für die Kunde des christlichen Orients. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hieronymus Engberding und Joseph Molitor, ab Band 49 unter Mitwirkung von Julius Abfalg herausgegeben von Joseph Molitor. Band 37–41 (1953–1957) vergriffen. Band 42 (1958) – 47 (1963) je DM 36,—. Band 48 (1964), XII, 318 Seiten und 13 Tafeln DM 64,—. Band 49 (1965), X, 158 Seiten und 4 Tafeln DM 36,—. Band 50 (1966), IX, 158 Seiten und 12 Tafeln DM 36,—. Band 51 (1967), IX, 225 Seiten DM 40,—. Band 52

(1968), IX, 198 Seiten DM 36,—. Band 53 (1969), IX, 278 Seiten DM 44,—. Band 54 (1970), IX, 283 Seiten DM 44,—. Band 55 (1971), VIII, 275 Seiten und 7 Tafeln DM 56,—.

Nachdruck Oriens Christianus

Neue Serie. Bände 1–14 (Leipzig 1911–1925)
Gesamtausgabe broschiert 720,— DM, Leinen 880,— DM.

Bände 1–6 broschiert je 84,— DM

Bände 7/8–10/11 broschiert je 52,— DM

Band 12/14 broschiert 72,— DM

III. Serie. Bände 1–14 (Leipzig 1927–1941)

Gesamtausgabe broschiert 920,— DM, Leinen 1140,— DM

Einzelbände broschiert je 72,— DM

Der Nachdruck erfolgt in Zusammenarbeit mit der Johnson Reprint Corporation, New York.

Verlag Otto Harrassowitz, Wiesbaden

Römische Quartalschrift

für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte. Im Auftrag des Priesterkollegs am Campo Santo Teutonico in Rom und des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Verbindung mit Hans Ulrich Instinsky, Theodor Schieffer, Walter Nikolaus Schumacher, Alfred Stüiber, Johannes Vincke, Ernst Walter Zeeden herausgegeben von Ambrosius Eßer OP, Bernhard Hanssler, Hermann Hoberg.

Jährlich ein Band in zwei Doppelheften.

Verlag Herder, Freiburg

Kirchenmusikalisches Jahrbuch

Im Auftrag des Allgemeinen Cäcilien-Verbandes für die Länder der deutschen Sprache in Verbindung mit der Görres-Gesellschaft. Schriftleitung: Karl Gustav Fellerer. 34. bis 39. Jahrgang.

J. P. Bachem Verlag, Köln

Jahrgang 40/1956, 41/1957, 42/1958, 43/1959, 44/1960, 45/1961, 46/1962, 47/1963, 48/1964, 49/1965, 50/1966, 51/1967, 52/1968, 53/1969, 54/1970, 55/1971.

Verlag Luthé-Druck, Köln

Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik

Herausgegeben vom Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik e. V. in Verbindung mit der Görres-Gesellschaft. Im Jahresbezug (4 Hefte) DM 18,—, Einzelheft DM 5,—. 48. Jahrgang 1972.

Verlag Ferdinand Kamp, Bochum

Staatslexikon

Recht – Wirtschaft – Gesellschaft. Herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. Acht Bände und drei Ergänzungsbände. Sechste, völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

Band I, 1957, XII und 624 Seiten.
 Band II, 1958, VIII und 616 Seiten.
 Band III, 1959, VIII und 616 Seiten.
 Band IV, 1959, VIII und 624 Seiten.
 Band V, 1960, VIII und 624 Seiten.
 Band VI, 1961, VIII und 626 Seiten.
 Band VII, 1962, VIII und 607 Seiten.
 Band VIII, 1963, VIII, 569 Seiten und Register.
 Band IX, 1969, X und 492 Seiten.
 Band X, 1970, VIII und 483 Seiten.
 Band XI, 1970, VIII, 417 Seiten und Register.
Verlag Herder, Freiburg

Concilium Tridentinum

Diariorum, Actorum, Epistolarum, Tractatum nova collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Germanos Catholicos litterarum studiis.

Tom. VI: Actorum pars tertia, *volumen prius*: Acta Concilii Bononiensis a Massarello conscripta, ex collectionibus Sebastiani Merkle auxit, edidit, illustravit Theobaldus Freudenberger. 4°, XII u. 864 S. 1950. Brosch. DM 70,—, Halbfranz DM 88,—.

Tom. VI: Actorum pars tertia. *volumen secundum*: Concilii Tridentini periodus Bononiensis vota patrum et theologorum quotquot inveniri potuerunt, edidit illustravit Theobaldus Freudenberger. 4°, ca. 800 S. 1972.

Tom. VI: Actorum pars tertia, *volumen tertium*: Summaria sententiarum theologorum a theologis Societatis Iesu conscripta, edidit illustravit Theobaldus Freudenberger. 4°, 504 S., 1972.

Tom. VII: Actorum pars quarta, *volumen prius*: Acta concilii iterum Tridentum congregati a Massarello conscripta (1551–1552), colligere coeperunt inter alios Aloysius Postina et Stephanus Ehses, auxit illustravit prelo subicere inchoavit Joachimus Birkner, quo immatura morte praevento opus perfecit Theobaldus Freudenberger. 4°, XII u. 558 S. 1961. Brosch. DM 56,—, Halbfranz DM 85,—.

Verlag Herder, Freiburg

Joseph Görres, Gesammelte Schriften

Band 4. Geistesgeschichte und literarische Schriften, 1808 bis 1817. Herausgegeben von Leo Just. 1955. 336 Seiten, in Leinen DM 24,—, für Mitglieder der Görres-Gesellschaft DM 19,50 – Band 15. Schriften der Münchener Zeit von 1826 bis 1837, herausgegeben von Ernst Deuerlein. 610 Seiten und 6 Bildtafeln, in Leinen DM 48,—.

J. P. Bachem Verlag, Köln

Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Neue Folge

1./2. Heft

Gegenwartsprobleme des Rechts. Beiträge zum Staats-, Völker- und Kirchenrecht sowie zur Rechtsphilosophie. Herausgegeben von Hermann Conrad und Heinrich Kipp. 1950, 240 Seiten, kart. DM 14,50.

3. Heft

Historische Ansätze für die europäische Privatrechtsangleichung. Von Johannes Herrmann. – Vereinheitlichung des europäischen Rechts. Von George van Hecke. 1963, 31 Seiten, kart. DM 2,80.

4. Heft

Gedanken zur Strafrechtsreform. Von Ernst Heinitz, Thomas Würtenberger und Karl Peters. 1965, 56 Seiten, kart. DM 4,80.

5. Heft

Beiträge zum Richterrecht. Von Walther J. Habscheid und Wilhelm Pötter. 1968, 54 Seiten, kart. DM 4,80.

6. Heft

Möglichkeiten und Grenzen einer Leitbildfunktion des bürgerlichen Ehescheidungsrechts. Von Paul Mikat. 1969, 31 Seiten, kart. DM 2,80.

7. Heft

Zivilrechtliche Aspekte der Rechtsstellung des Toten unter besonderer Berücksichtigung der Transplantationen. Von Hans-Wolfgang Strätz. 1971, 66 Seiten, kart. DM 5,40.

8. Heft

Christlicher Friede und Weltfriede. Geschichtliche Entwicklung und Gegenwartsprobleme. Herausgegeben von Alexander Hollerbach und Hans Maier. Mit Beiträgen von Manfred Abelein, Ernst-Otto Czempel, Hans Maier, Wilfried Schaumann und Swidbert Schnippenkötter. 1971, 147 Seiten, kart. DM 12,—.

Alte Folge

74. Heft

Die Rechtssprache des Codex Iuris Canonici. Eine kritische Untersuchung. Von Klaus Mörsdorf. 1967, unveränderter Nachdruck der Ausgabe Paderborn 1937. 424 Seiten, kart. DM 30,—.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Veröffentlichungen der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

3. Heft

Die sozialen Rundschreiben Leos XIII. und Pius XI. Text und deutsche Übersetzung samt systematischen Inhaltsübersichten und einheitlichem Sachregister im Auftrage der Sektion für Sozial- und Wirtschaftswissenschaft herausgegeben von Gustav Gundlach. 1961, XVI und 183 Seiten, kart. DM 14,—.

7. Heft

Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters. Die geistes- und gesellschaftsgeschichtlichen Grundlagen der berufsständischen Idee. Von Wilhelm Schwer. Mit Vor- und Nachwort herausgegeben von Nikolaus Monzel. 1952², unveränderter Nachdruck 1970, 99 Seiten, kart. DM 7,20.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Civitas

Jahrbuch für Sozialwissenschaften, herausgegeben von der Görres-Gesellschaft und dem Heinrich Pesch-Haus in Verbindung mit Jean-Yves Calvez (Paris), S. E. Josef Höffner (Köln), Werner Mahr (München), Hans Maier (München), Paul Mikat (Bochum), Ludwig

Neundörfer (Frankfurt). I. Band 1962, II. Band 1963, III. Band 1964, IV. Band 1965, V. Band 1966, VI. Band 1967, VII. Band 1968, VIII. Band 1969, IX. Band 1970, X. Band 1971, XI. Band 1972. Schriftleitung: Bernhard Vogel, Peter Haungs, Heinrich Krauss, Peter Molt, J. Heinz Müller. Je 220–300 Seiten, Ganzleinen DM 24,50 bis 29,50.

(Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bezug im Abonnement)

Pesch-Haus Verlag Mannheim-Ludwigshafen, 68 Mannheim 1, Werderstraße 52

Vatikanische Quellen

zur Geschichte der Päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung 1316–1378.

VII. Band:

Die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. 1. Teil: Die Einnahmeregister des Päpstlichen Thesaurars. Herausgegeben von Hermann Hoberg. 1956, X, 36, 501 Seiten, brosch. DM 50,—.

VIII. Band:

Die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. 2. Teil: Die Servitienquittungen des päpstlichen Kamerars. Herausgegeben von Hermann Hoberg. 1972, etwa 360 Seiten, kart. etwa DM 65,—.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Nuntiaturberichte aus Deutschland

Die Kölner Nuntiatur (1583–1648)

Band I

Bonomi in Köln. Santonio in der Schweiz. Die Straßburger Wirren. Bearbeitet von Stephan Ehses und Alois Meister. 1969 (1895), XXX, 402 Seiten, kart. DM 44,—.

Band II/1

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1587–1590. Bearbeitet von Stephan Ehses. 1969 (1899), LXI, 544 Seiten, kart. DM 56,—.

Band II/2

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1590–1592. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1969, LI, 330 Seiten, kart. DM 52,—.

Band II/3

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1592–1593. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1971, XVIII, 450 Seiten, kart. DM 90,—.

In Vorbereitung:

Band III

Nuntius Coriolano Garzadoro. 1596–1606.

Band IV/1

Nuntius Atilio Amalteo. 1606–1607. Bearbeitet von Klaus Wittstadt.

Band V/1

Nuntius Antonio Albergati. 1610–1614. Bearbeitet von Wolfgang Reinhard 1972. 2 Halbbände, zusammen etwa 980 Seiten, kart. etwa DM 160,—.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Die Görres-Gesellschaft

Grundlegung – Chronik – Leistungen. Von Wilhelm Spael. 84 Seiten, kart. DM 5,20.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Publikationen des Institutes für die Begegnung von Naturwissenschaft und Theologie

Die Hefte der Reihe ‚Naturwissenschaft und Theologie‘ erscheinen in zwangloser Folge in etwa einjährigem Abstand; sie enthalten die Vorträge und, vom 4. Heft ab, auch die Diskussionen der Arbeitssitzungen des Instituts.

Heft 1

Vorträge zur Eröffnung des Instituts der Görres-Gesellschaft. Beiträge von J. Kälin, M. Schmaus und F. J. Buytendijk. 57 Seiten, kartoniert DM 2,80.

Heft 2

Die biologische Evolution. Beiträge von J. Peitzmeier, M. J. Heuts, J. Kälin, S. Alcobé, F. M. Bergounioux, H. Dolch, N. Luyten. 172 Seiten, kartoniert DM 9,80.

Verlag Max Hueber, München

Heft 3

Die evolutive Deutung der menschlichen Leiblichkeit. Vergriffen.

Heft 4

Geist und Leib in der menschlichen Existenz. Vorträge und Diskussionen. Vergriffen.

Heft 5

Tragweite und Grenzen der wissenschaftlichen Methoden. Vorträge und Diskussionen. 216 Seiten, kartoniert DM 16,—. (Bestellnummer 44072)

J. Meurers, Das heutige Wissen über die Struktur des Universums und seine naturphilosophische Bedeutung – M. J. Heuts, Evolution et Création de l'Homme – J. Piveteau, La question de l'orthogenèse – H. Dolch, Über das Werden und die Eigenart der physikalischen Begriffe und Methoden – B. Thum, Grundzüge der Wissenschaftstheorie des logischen Empirismus – N. M. Luyten, Das Verhältnis zwischen Wissenschaftskritik und Naturphilosophie – H. Doms, Die Aussagen der Schrift und der Theologie über die Natur in ihrem Verhältnis zu den Aussagen der Naturwissenschaft.

Heft 6

Die Problematik von Raum und Zeit. Vorträge und Diskussionen. 224 Seiten, Großoktav DM 16,—. (Bestellnummer 47116)

G. Ludwig, Raum und Zeit als Probleme der Naturwissenschaften – J. Meurers, Der empirische Stand der Frage nach der zeitlichen und räumlichen Endlichkeit des Kosmos – W. Büchel, Zeit und Entropie – N. Luyten, Der Raum als Problem der Philosophie – B. Thum, Die ontologische Zeitanalyse und die Zeit der Physik – H. Volk, Anfang und Ende in theologischer Sicht.

Heft 7

Materie und Leben. Vorträge und Diskussionen. 288 Seiten, Großoktav DM 18,—. (Bestellnummer 47141)

St. Goldschmidt, Über die chemischen Voraussetzungen des organischen Lebens – J. Piveteau, L'apparition de la vie sur le globe dans la perspective de la paléontologie – J. Haas, Das Lebensproblem im Lichte der modernen Zellforschung – F. Mainx, Das Problem der Entstehung des Lebens, betrachtet vom Standpunkt des Genetikers – J. Kälin, Der regulative Selbstaufbau organismischer Sinngefüge in der Ontogenese – P. Christian, Kybernetische Modelle und der „Gestaltkreis“ als Erklärungsprinzipien des Verhaltens – D. Dubarle, Les grandes formes de la conception mécaniste et le fait de la vie – M. Schmaus, Materie und Leben in theologischer Sicht.

(ISBN 3-495-47250-9)

Inhalt: N. A. Luyten (Fribourg), Führt ein Weg zu Gott? – J. Meurers (Wien), Die Gott-ist-tot-Theologie und das wissenschaftliche Erkenntnisbemühen heute – B. Thum (Wien), Theologie und Sprachanalyse – N. A. Luyten (Fribourg), Gotteserkenntnis und naturwissenschaftliches Denken – D. Dubarle (Paris), Naturwissenschaftliche Methode und Offenbarung der Transzendenz – H. Dolch (Bonn), Der Wunderglaube in der Kritik der Naturwissenschaft – H. Doms (Münster), Gott als Vollender seiner Welt.

Verlag Karl Alber, Freiburg/München